

Postverlagsort München Ausgabe D

ZB

ILLUSTRIERTE

**Start in den Weltraum:
Der Tag Null
bricht an!**

**Joghurt
bei schräger
Musik**

**Es geht auch
ohne Suez:
Ölleitung
durchs Meer**

Osterpläne ➔

Aufn.: AGFA-Benser



ES GEHT AUCH OH



Ein fast gespenstisch anmutendes Bild, bei Croisic an der französischen Atlantikküste mitten in der Nacht fotografiert: Beim künstlichen Licht riesiger Lampen und Scheinwerfer schleppen Arbeiter die mächtigen Kabel für die „Ölleitung durchs Meer“ heran. Den Männern wird warm dabei. Aber die Zeit drängt. In höchstens sechzig Tagen soll das Werk beendet sein, so lautet der Auftrag.

Als Nassers folgenschwerer Griff nach dem Suezkanal die Schlagzeilen der Weltpresse füllte, schnellten in den Büros der Ölgewaltigen die Barometer auf Sturm.

„Wer den Kanal besitzt, kann den Preis für die Durchfahrt diktieren!“

Das Risiko erschien den Ölmanagern zu groß, man suchte Auswege. Eine Konferenz jagte die andere: in New York, in London und in Paris. Dann wurde gehandelt, blitzschnell und konsequent. „Suezkanal meiden, neue Route um Kap der Guten Hoffnung!“ So lautete die Order an die Reedereien, an die Schiffe auf See.

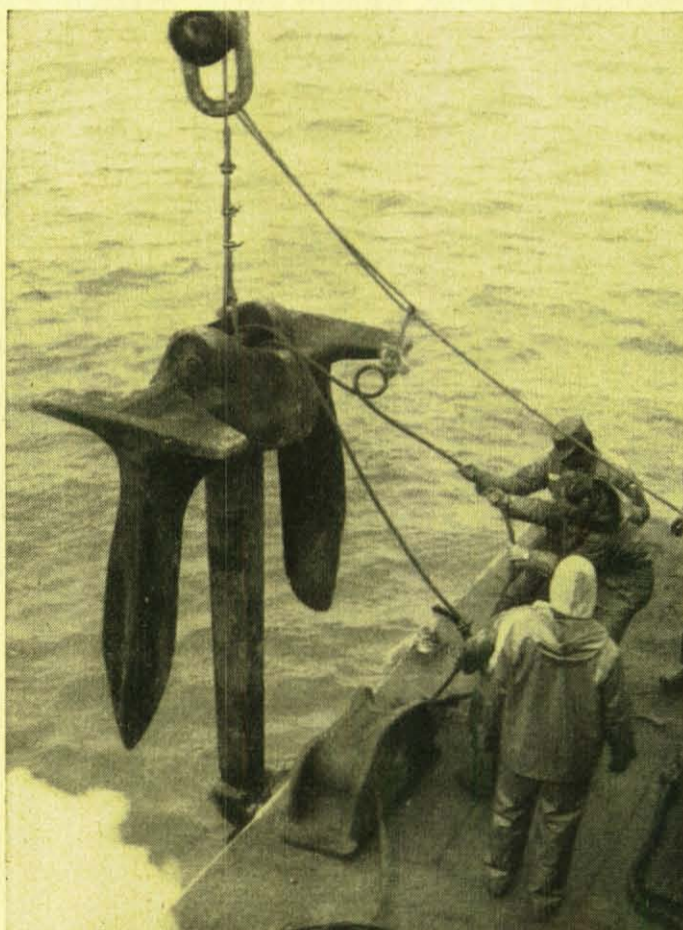
„Wir bauen größere Tanker“, hieß es weiter. „80 000, 100 000 Tonnen groß. Das verbilligt die Fracht!“

Noch nie wurden in den Werften so viele Überstunden gemacht. In Tag- und Nachtschichten hämmert, nietet und schweißt man die größten Schiffe der Welt zusammen. Aber die Unkosten würden trotzdem zu hoch bleiben!

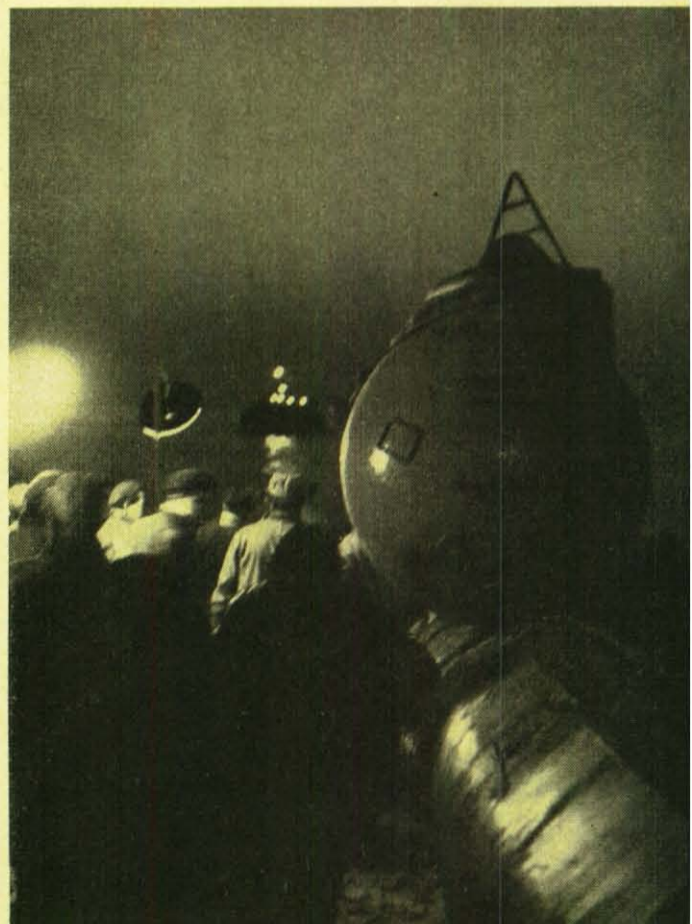
Man suchte und fand neue Möglichkeiten:

Bei Croisic in Frankreich wurde in 60 Tagen eine „sea-line“ gebaut, eine Unterwasser-Ölleitung, die auf offener See über Bojen befestigt ist. 2400 m vom Ufer entfernt können hier auch die größten Tanker geleert werden. Die Besatzungen brauchen nur die Rohre aus dem Meer zu „fischen“, und eine Stunde später sind 3 200 cbm Öl gelöscht. Das genügt, um die Tanks von 100 000 Autos zu füllen.

Die „sea-line“ von Croisic war ursprünglich nur für die Flugzeuge der NATO bestimmt. Aber die NATO ist bereit, 30% der Leistung für zivile Zwecke abzutreten. — Der Bau weiterer „Ölleitungen durchs Meer“ ist geplant. Wenn sie sich bewähren, wird es nicht mehr lange dauern und die Tanker brauchen keine Häfen mehr. Vielleicht verliert dann auch der Suezkanal einen Teil seiner jetzigen Bedeutung für die Weltwirtschaft und für die internationale Politik.



Acht Tonnen wiegt der Riesenanker, dessen Schwanken hier die Männer mit aller Kraft zu „bremsen“ suchen. Die Rohre, aus denen sich die „sea-line“ zusammensetzt, müssen mit Hilfe einer Winde und eines Brückenkahns als Stützpunkt auf das Meer hinausgeschafft werden — damit die Winde das enorme Gewicht der Rohre ziehen kann, gibt man ihr, je nach dem Rücklauf auf dem Meer, durch das Gewicht von vier Ankern dieses Acht-Tonnen-Formats den erforderlichen „Schwung“.



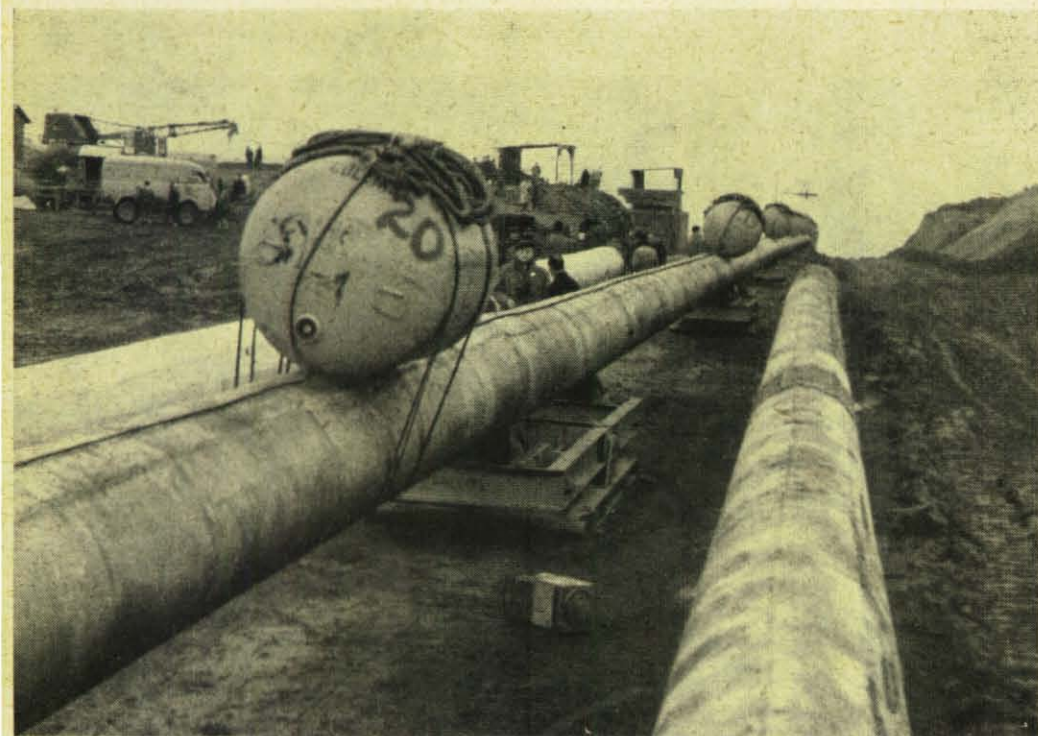
Voller Spannung blicken alle auf das Riesenrohr und über die See zum Brückenkahn. Von dort aus muß gleich die Winde in Aktion treten. Und dann ist es soweit: Ein paar laute Kommandos schallen durch die Nacht, und, zuerst ganz langsam, dann immer schneller werdend, gleitet die erste der „Dicken“, wie die Arbeiter die Rohre getauft haben, das erste Stück der „sea-line“, ins Meer. Die Mannschaft atmet auf. Eine der schwierigsten Etappen des Werkes ist geschafft.



◀ **Hoppla, der Wuri sitzt!** Das Drahtseil wird von den Insassen der kleinen Barke aufgeißcht und zum Brückenkahn gezogen. Die Männer in den hohen Wasserstiefeln und den wasserdichten Kleidern können sich nur mühsam in der schäumenden Brandung halten. Es gilt höllisch aufzupassen, damit sie nicht ausgleiten und abrutschen. Der Atlantik ist an dieser Stelle als äußerst tückisch bekannt. Ihr einziger Halt sind die eckigen Felsbrocken des Ufers und das Kabel, dessen „Köder“ sie ihren Kameraden im Boot mit sicherer Hand zuschleudern.



Die Funken sprühen. Bill und Bob, die handfesten „Boys“ aus New York und Pennsylvanien, als erfahrene Spezialfacharbeiter bei Croisic eingesetzt, kneifen die Augen zu. Sie „schweißen“ im Schweiß ihres Angesichts das Kabel der Winde mit dem Kabel der „sea-line“ zusammen. Das verlangt äußerste Konzentration und Gewissenhaftigkeit. Denn die Trossen sind bei dem oft starken Seegang größter Belastung ausgesetzt. Wenn sie reißen, wären alle Mühen umsonst.

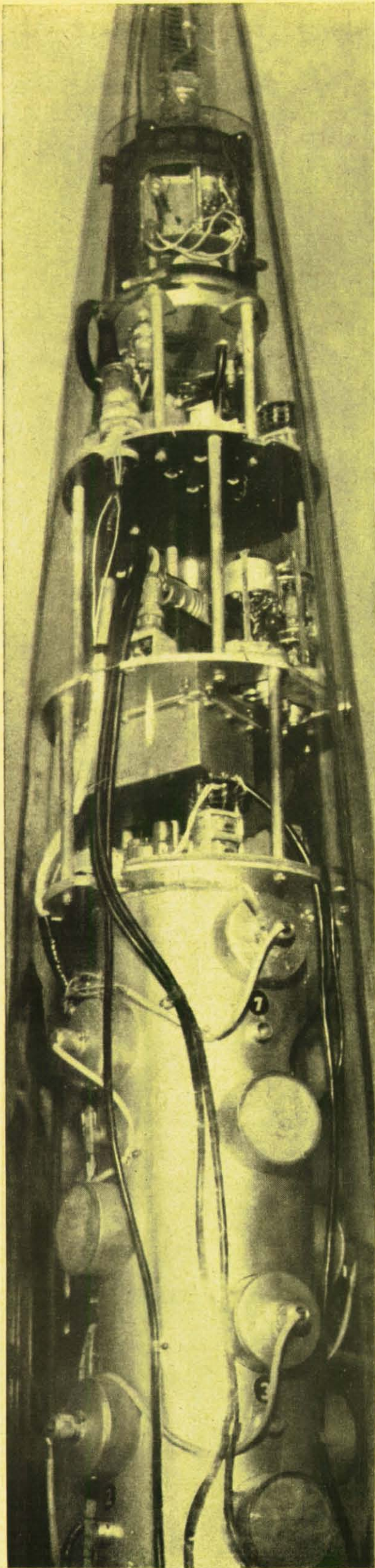


Von weit her und in mühsamen Transporten sind die einzelnen Teile der „Unterwasser-Ölleitung“ — die Fachleute sagen: die Bauelemente — an ihren Bestimmungsort geschafft und dort von Spezialarbeitern zusammengesetzt worden. Vorher aber mußte das Gelände eingeebnet und für den Zweck eigens hergerichtet werden. Nun sind die Vorbereitungen fast beendet. Die „Schwimmer“ oder Bojen, die die Leitungen tragen sollen, sind mit fast unzerreißbaren Stahlrossen an den Rohren befestigt, die in wenigen Stunden ihren schwierigen Weg in die Tiefe antreten werden.



Vom Festland aus dirigiert „Chef“ Collins die Arbeiten. Er gilt als das A und O der Ölleitungsspezialisten. Durch Sprechfunk kontrolliert er das Versenken und Verankern der Rohre. Wenige Tage noch und Mr. Collins kann seinen Auftraggebern Vollzugsmeldung erstatten: „sea-line“ in 60 Tagen fertiggestellt! Dann können die Tanker das Öl vom Meer aus in die Leitungen pumpen, und Zwischenpumpstationen sorgen für den raschen „Transport“ in die Vorratsbehälter.

DIE GEBURTSTUNDE DER WELTRAUMFAHRT: DER

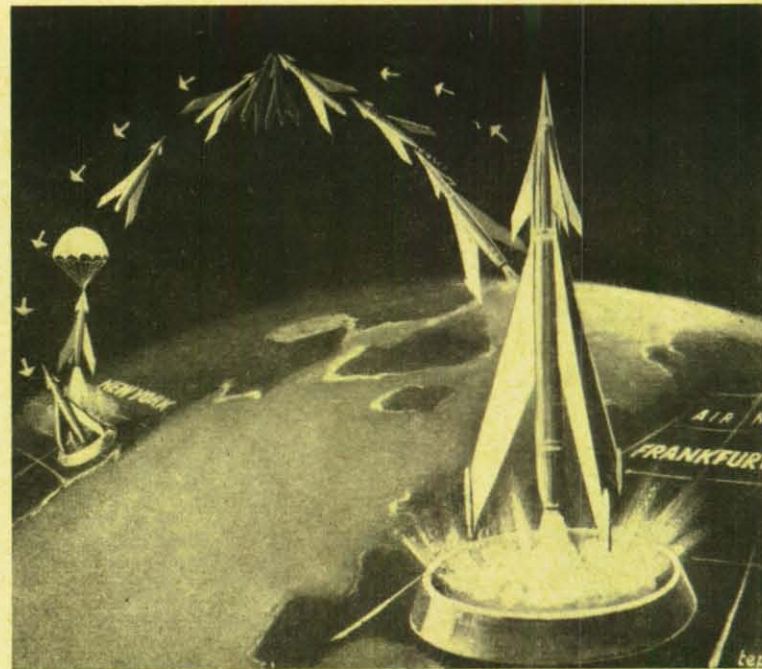


Soll das wirklich möglich sein? So fragen sich die jungen Besucher der Frankfurter Ausstellung „Unbegrenzter Raum“ beim Betrachten dieser Schau. Das Monstre-Gerät (links im Bild) ist ein Rawin-Set, das ähnlich wie das Radargerät Funkzeichen von unbemannten, in den Raum-gerätes (linken im Bild) Ballonen, Raketen und anderen Flugkörpern aufzunehmen vermag. Die Ausstellung kann auch dem Laien eine sehr anschauliche Vorstellung davon geben, wie weit Techniker und Wissenschaftler unserer Zeit die Voraussetzungen für eine kommende Weltraumfahrt bereits erfüllt haben. Schon der Instrumentenkopf der nebenstehend abgebildeten Forschungsrakete läßt dies ahnen.

Die Geburtsstunde der Raumfahrt wird schlagen, sobald das erste unbemannte Satellitenfahrzeug unsere Erde verläßt und einen künstlichen Erdtrabanten, vorerst zwergenhaften Ausmaßes, im freien Raum „parkt“. Und das Endziel der Astronautik ist die Aussendung bemannter Raumfahrzeuge zu interstellaren Reisen, also zu fremden Sonnensystemen.“ Das schrieb General Arturo Crosso, Rom, in der Zeitschrift „Interavia“. General Crosso ist Präsident der italienischen Gesellschaft für Raketenforschung. Er leitete auch den VII. Internationalen Astronauten-Kongreß, dessen Teilnehmer im vergangenen Jahr von Papst Pius XII. in Audienz empfangen wurden. Die Ansprache des Papstes enthielt eine eindeutige Bejahung der Zielsetzungen der Astronauten. Diese Zusammenwirkung der ganzen Menschheit für eine friedliche Eroberung des Universums muß den Sinn für Gemeinschaft und Solidarität schärfen — so sagte der Papst und wies in seinen weiteren Ausführungen auf die Notwendigkeit eines moralischen Gesinnungswandels der Menschheit hin, um alle die großen Probleme von morgen meistern zu können. Inzwischen fand in Frankfurt a. M. die Ausstellung „Unbegrenzter Raum“ statt, die auch in einer Anzahl weiterer Großstädte Westeuropas gezeigt werden soll. Unsere Bildreportage bringt einige Ausschnitte aus dieser aktuellen Schau der Welt von morgen. Der Mensch hat nicht nur den Luftraum erobert, er kennt nicht nur die wahren Bausteine der Natur, er weiß seit Einstein, daß der Kosmos endlich ist, und er schickt sich nunmehr an, in diesen Kosmos selbst mittels modernster Flugkörper vorzudringen.



Das ist sie — die Dreistufenrakete, die den ersten künstlichen Satelliten in den Weltraum tragen soll. Allerdings handelt es sich hier nur um das auf der Frankfurter Ausstellung gezeigte Modell. Das Original wird 24 Meter hoch und 10 Tonnen schwer sein.



Raketen für iriedliche Zwecke sind durchaus schon keine Utopie mehr. Seit Jahren stehen Rettungsraketen im Einsatz, die schon manchem Schiffbrüchigen das Leben gerettet haben. Die Raketenpost (unser Bild) wird eines Tages unsere Briefe mit atemberaubender Geschwindigkeit über den Globus verteilen. Auch Passagier-Raketen sollen irgendwann einmal Wirklichkeit werden.

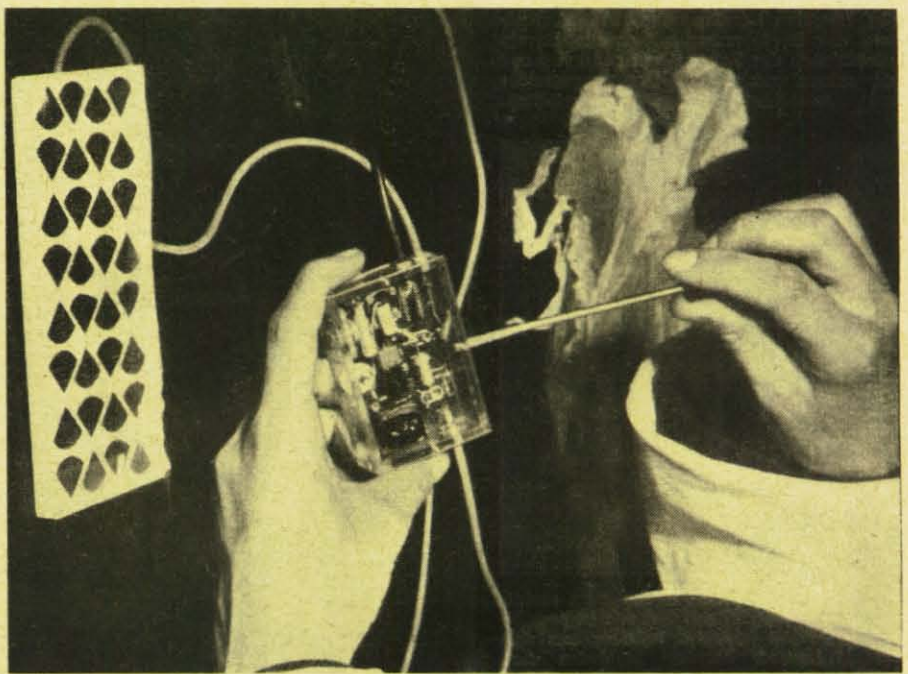
TAG NULL BRICHT AN



Die Leistungsfähigkeit des Menschen bleibt begrenzt. Damit rechnen auch die Astronauten. Die Hauptschwierigkeit für die Verwirklichung ihrer Pläne sehen sie in der Notwendigkeit der Anpassung des menschlichen Körpers an die Verhältnisse im Weltraum. Der Erdmensch bedürfte da einer Reihe zusätzlicher Schutzmöglichkeiten. Weltraumschiffe fliegen so schnell, daß selbst der beste Pilot nicht mehr auf die unzähligen Instrumente achten könnte, welche es schon im normalen Flugwesen zu beobachten gilt. Der Weltraumpilot wird daher an einem sehr vereinfachten Instrumentenbrett zu sitzen haben. Man denkt es sich so, daß er einen halbkreisförmigen Fernsehschirm vor sich hat, durch den er bei gutem Wetter hindurchsieht, der ihm aber bei Dunkelheit oder schlechtem Wetter alle Flugangaben projiziert. Den Erfolg wird erst eine lange Praxis beweisen müssen.



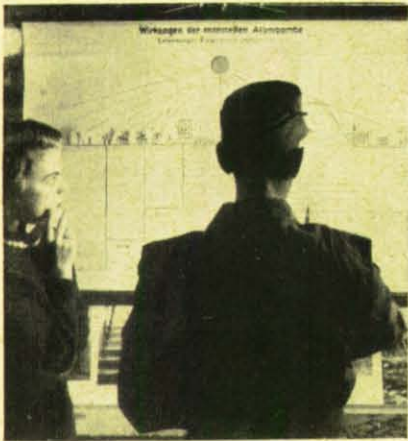
Weltraumschiff auf großer Fahrt! Es wird noch einige Zeit dauern, bis dieser Traum der Menschheit Wirklichkeit wird. Aber nach den Auffassungen der Astronauten rückt dieser Tag immer näher. Der Mensch wird auch dieses Wagnis eingehen, und es wird genauso wie jeder andere Versuch seine Opfer fordern. Dann wird sich aber erst endgültig erweisen, was in der Vorausschau der Dichter und Denker nur eine unerfüllbare Utopie war und was sich verwirklichen ließ.



Ein technisches Wunderwerk besonderer Art ist die sogenannte Sonnenbatterie, mit der die künstlichen Erdsatelliten der Zukunft ausgerüstet werden sollen. Eine andere Kraftquelle zur Betätigung des Miniatursenders wird durch sie überflüssig. Zum Funktionieren der Batterie (links) genügt das Auftreffen der Sonnenwärme. Die Siliziumzellen produzieren dann die für den Betrieb des Miniatursenders (in der Hand) erforderliche Stromstärke, die etwa 8 Volt beträgt. Die ersten Erdsatelliten werden außerdem noch mit Quecksilberbatterien ausgestattet.

Diese Männer hätten es nicht nötig, für gemeinnützige Dinge ihre Freizeit zu opfern. Ob es nun jene Amerikaner im weißen Kittel sind oder diese Deutschen im grauen Arbeitsanzug, sie alle haben sicher ihre persönliche Sorge zu tragen. Der Mensch unserer Zeit wird beruflich überfordert. Denn der Existenzkampf verlangt in allen beruflichen Einsatz. Es ist aber ein erfreuliches Zeichen unserer Zeit, daß sich darüber hinaus immer mehr Menschen sozialer und karitativer Aufgaben ehrenamtlich zur Verfügung stellen. Im Bundes-Luftschutzverband sind es bereits über 50 000. Im DRK, im Technischen Hilfswerk und anderen Organisationen arbeiten gleichfalls viele freiwillige Helfer mit. Sie alle aber haben eines gemeinsam: die innere Verpflichtung, Menschen in bestimmten Nöten und Gefahren selbstlos zu helfen. Aber um sich in den Abendstunden nochmals auf die Schulbank zu setzen, praktische Übungen mitzumachen und sich womöglich noch einer bestimmten Prüfung zu unterziehen, dazu gehört schon eine idealistische Einstellung. Vergessen wir nicht, wenn wir hier und da diesen Männern und Frauen begegnen, daß wir ihnen für ihren selbstlosen Einsatz Dank schuldig sind. Denn schon morgen könnte es sein, daß wir ihrer helfenden Hände bedürfen.

Wir haben wieder einen Luftschutz. Seine Organisation und Ausrüstung muß aber gänzlich anders sein, als früher. Die erkannten Wirkungen atomarer Waffen bestimmen die Notwendigkeiten des Selbstschutzes. Zu den neueren Geräten gehört auch die Tragkraftspritze. Der Kraftspritzentrupps bedarf einer besonders gründlichen Ausbildung für den Katastrophenfall.

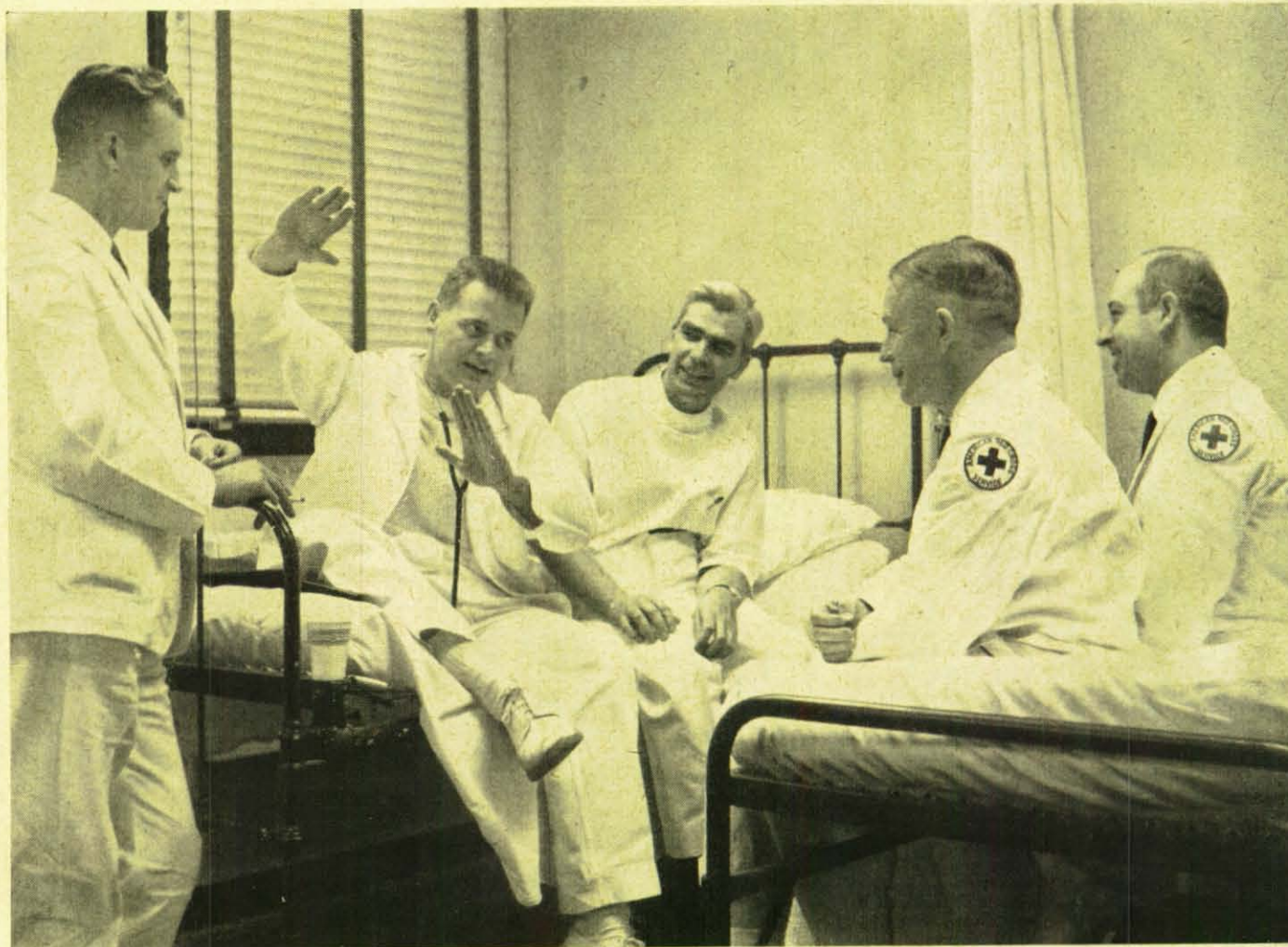


Erkannte Gefahren sind nur noch halbe Gefahren. Das gilt auch in Zukunft. Man kennt heute die Wirkungen der Atombomben. Alle bisherigen Versuche haben gezeigt, daß es trotz ihrer verheerenden Auswirkungen gewisse Schutzmöglichkeiten gibt. Hierüber ist eine eingehende Aufklärung der Bevölkerung notwendig. Darum bemüht sich der Bundes-Luftschutzverband mit seinen zahlreichen Beratungsstellen und Ausbildungsstätten unermüdlich.



Man urteilt falsch, wenn man meint, der Amerikaner sei nur auf seinen persönlichen Vorteil bedacht. Männer aus den verschiedensten Berufen meldeten sich spontan als freiwillige Helfer, als in Waltham, Mass., USA, eine Fabrik buchstäblich in die Luft flog und sich dabei herausstellte, daß nicht genügend ausgebildete Helfer vorhanden waren um Menschen in Not zu retten. Ein 80stündiger Lehrgang vermittelte ihnen die notwendigen Kenntnisse.

Hüten wie drüben: **HELFENDE HÄNDE**



Geschäftsleute in Weiß — man nennt diese Männer in den USA, die sich selbst gerne als „verhinderte Ärzte“ bezeichnen. Unter ihnen sind die verschiedensten Berufe vertreten; so ein Zeitungshändler, ein Werbefachmann und auch ein Wollmakler. Jeder von ihnen ist verheiratet und arbeitet mindestens eine Nacht in der Woche als Hilfskrankenpfleger in einem Krankenhaus. So opfern sie aus Liebe zum Nächsten einen beachtlichen Teil ihrer Freizeit. Es waren erst viele Schwierigkeiten zu überwinden, bevor sie mit ihrem Hobby Anerkennung fanden. Nun gehören sie bereits zu den engsten Freunden der Ärzte, die sich hier mit ihnen unterhalten.



Probleme über Probleme gibt es in der drangvollen Enge. Zwischen den Geräten und den noch verbliebenen Möbeln findet sich selten ein bequemes Eckchen für Beleuchter und Kameramann. Oft heißt es bei „Massenszenen“ für die Männer des technischen Stabes, die auf dem Boden liegen: „Vorsicht! Köpfe weg! Diva wird jetzt eifersüchtig und rabiat!“ Bei der Begeisterung und dem Temperament der Darsteller hat es schon viele blaue Flecken und manchen verstauchten Arm gegeben.

Fünzig Pfennig kostet der Bogen Cellophan, den der „Filmproduzent“ vor das Gesicht der Diva hält. Für die Kamera zaubert er mit ihm bleiche Stummfilmschönheit und glitzernde Reflexe in ihr Gesicht, denn auf Effekt kann der Film nicht verzichten. Das Ergebnis der Aufnahme: ein Glamourgirl für ein paar Pfennig. Das Studio der Amateurproduzenten liegt im zweiten Stock eines Hauses in Schwabing.



Eine Glaswand schützt nicht in allen Fällen vor den Gefühlsausbrüchen einer Frau. Für die Kamera ist dieser kleine Trick höchst wirkungsvoll. Der Zuschauer hat nachher den Eindruck, als werde ihm persönlich das Glas Wein ins Gesicht geschüttet. Jede Woche wird in diesem Amateur-Atelier ein neuer Film improvisiert. Kostenpunkt: niemals mehr als 200 DM. Der Erfolg blieb nicht aus. Die Film-Amateure erhielten schon deutsche und internationale Schmalfilmpreise.

TRAUMFABRIK auf 30 Quadratmetern



Gymnastik im Schrank wird für den Kameramann zur praktischen Notwendigkeit. Die Enge ist bei der Zimmerfilmerei ein großes Problem, und obwohl jede Szene von vornherein bis ins kleinste Detail besprochen und vermessen wird reicht für manche Einstellungen der Raum nicht.

Nur bis 18 Uhr bleibt das Studio trautes Heim. Schon eine halbe Stunde später werden selbstgemalte Dekorationen aufgehängt, und die gemütliche Sofaecke verwandelt sich in eine meerumspülte Südseeinsel. Aus der reizenden jungen Dame aber, die zum Tee gekommen war, wird im Handumdrehen eine raffinierte Filmschlange. Für Interessenten sei noch gesagt: Gagen gibt es nicht, aber Tee in den Drehpausen! Die Schwabinger Film-Enthusiasten haben wieder einmal bewiesen: Man kann auch ohne Stars, Ateliers und pompöse Ausstattung gute Streifen drehen. Eine Lehre für die Filmindustrie!

Skandal in Paris

Ein Tatsachenbericht um schöne Frauen und gefährliche Männer

Dem gleichnamigen Europa-Film nacherzählt

(Schluß)

Ja, ist er wirklich verrückt? Was geht ihm dieses kleine Mädchen an? Hier geht es um Millionen. Da darf das Gefühl eines Millioniers. Und er zwingt sich zu einem zärtlichen Blick für Arlette und reicht ihr die Hand.

„Wollen wir tanzen?“

„Gern.“

Inzwischen ist auch schon Michaud wieder im „Regenbogen“ aufgetaucht, um mit Arlette zu sprechen. Wegen der übrigen Gäste dämpft er zwar seine Stimme etwas, redet aber zu ihr in dem frechen Ganovenenton, den Arlette von ihm gewöhnt ist.

„Wer war denn eigentlich der Kerl?“ fragt er, nachdem es ihm gelungen ist, Philippe für eine Weile vom Tisch zu entfernen. „Wohl ein Freier, was?“

„Im normalen Sinne des Wortes. Wir lieben einander, und wir werden heiraten“, antwortet Arlette.

„Hast du dir gedacht! Und du glaubst im Ernst, dir gebe meinen Segen dazu?“

Arlette blickt ihn kaltblütig an.

„Es ist mir egal, ob du deinen Segen dazu gibst oder nicht. Ich fahre jedenfalls mit ihm fort und versuche, ein neues Leben zu beginnen. Ich habe für immer genug von solchen Stars unter den Ganoven wie du einer bist!“

Auch Michaud verliert keinen Augenblick die Ruhe.

„Großartig!“ stößt er höhnisch hervor. „Und ich?“ Er packt sie brutal am Arm.

„Du bekommst den Schmuck“, sagt Arlette und sieht ihn voller Haß und Verachtung an.

„Dafür, daß ich dich aufbebe?“

Michaud zögert einen Augenblick, anstandshalber sozusagen. Denn schließlich hat ja auch er behauptet, mit ihr fliehen zu wollen in ein neues Leben. Nachdenklich wiegt er den Kopf im Rhythmus der Geigen, die einen gefühlvollen Walzer spielen.

„Also gut“, sagt er schließlich, „wenn du wirklich nicht anders willst? Darüber ließe sich reden.“

Arlette atmet auf. Michaud war ihre größte Sorge.

Sie verabreden sich für morgen, dann verspricht sie, ihm den Schmuck auszuhändigen.

Als Marie-Claude abends in die Pension kommt, findet sie eine glückliche, strahlende Arlette vor. Alles ist nun fest beschlossen, erzählt sie, sie wird mit Philippe wegfahren.

„Und der andere?“

„Ach der — weißt du, der war auf ganz was anderes scharf als auf mich. Um den brauche ich mir jetzt keine Sorgen mehr zu machen. Der kriegt, was er wollte. Von mir aus! Ich brauch's ja nicht mehr.“

„Wie? Du gibst ihm doch nicht etwa die — Juwelen?“ fragt Marie-Claude erschrocken. Ihr ist vor Aufregung ganz trocken im Hals.

„Warum denn nicht? Ach, Marie-Claude, für Philippe würde ich noch viel mehr tun!“ sagt Arlette mit einem glücklichen Lächeln.

Da kann Marie-Claude nicht länger an sich halten. Sie muß es Arlette sagen. Sie leidet ohnehin schon genug darunter, daß sie selbst Arlette nicht die Wahrheit über sich sagen darf. Sie hat da einen Journalisten kennengelernt, erzählt sie, von dem weiß sie ganz bestimmt, daß Michaud von der Kriminalpolizei ist. Den Raubmord, die Meldung über Lulus Ausbruch, Versuch aus dem Zuchthaus, bei dem er erschossen sein soll, alles Schwindel! Michaud selbst hat es in die Zeitung gebracht, um Lulus hereinzulegen.

Arlette springt auf. Sie ist weiß vor Wut.

„So ein Sauhund! Oh, so ein Sauhund —!“ keucht sie.

*

„Alles in Ordnung, Chef!“ ruft am nächsten Tag Michaud dem Kriminalrat durchs Telefon zu.

„Ich geh jetzt los. Feste Verabredung. Um drei. Sie gibt mir den Schmuck.“

Alfandari grinst zufrieden, den Hörer fest am Ohr.

„Was hab' ich gesagt, Michaud? Ihnen widersteht keine Frau, mein Lieber!“

„Wissen Sie, weshalb sie mir den Schmuck ausliefert? Um mich loszuwerden!“

„Um so besser, Michaud. Da wird sich Ihre Catherine freuen. Die Hauptsache bleibt, die Prämie ist wirklich sicher?“

„Bombensicher! Sie will einen andern heiraten. Ein Bürschchen aus guter Familie. Mehr weiß ich noch nicht von ihm.“

Er hängt auf, geht zu seinem Wagen und fährt in die Pension. In Gedanken malt er sich aus, wie er Catherine mit der großen Prämie überraschen wird.

„Oh, pünktlich auf die Minute!“ begrüßt Arlette ihn spöttisch, als er ins Zimmer tritt. „Die Glut deiner großen Liebe treibt dich sicher zu mir, mein Armer?“

„Schluß jetzt mit dem Theater. Wo ist der Schmuck?“ fragt Michaud grob.

„Schmuck?“ Arlette tut, als verstehe sie überhaupt nicht, wovon er redet.

„Was denn für Schmuck?“

„Bist du verrückt geworden, oder was ist los?“ brummt er verständnislos.

Und als Arlette nun plötzlich in lautes Gelächter ausbricht, wittert Michaud Unrat. Verwundert starrt er sie an.

„Darf ich fragen, was du eigentlich so komisch findest? Ich möchte näm-

lich auch gern mal lachen“, sagt er, als sie sich wieder etwas beruhigt.

„Dann wärst du der Humor — Polyp in meinem Leben, der Humor hat. Na —? Warum auf einmal so still, mein Herzchen?“

Michaud überläuft es kalt. Verdamm! denkt er. Wie hat sie es nur herausbekommen? Aber das ist ja nun unwichtig. Jetzt heißt es nicht nachgeben.

„Aus der Traum von der dicken Prämie!“ sagt Arlette bissig in sein erstarrtes Schweigen.

Michaud faßt sich. „Du vergißt leider, daß du schon zu viel verraten hast. Also bitte, wo ist der Schmuck?“

„Du hast mich mal im Fundbüro nachfragen“, verhöhnt sie ihn.

„Du wolltest ihn mir heute geben. Folglich weißt du, wo er ist!“ fährt Michaud sie an.

„Wie —? Das soll ich gesagt haben? Davon weiß ich aber gar nichts.“

Michaud tut, als wolle er zum Telefon greifen.

„Und wenn ich dich verhaften lasse? Vielleicht ist die Polizei imstande, dein Gedächtnis etwas aufzufrischen?“

Arlette wird nur wütender. Sie schwört Stein und Bein, daß sie nie, unter gar keinen Umständen verraten wird, wo der Schmuck sich befindet.

Wenn sie jemals die Wahrheit gesprochen hat, dann jetzt! denkt Michaud.

Es hilft nichts. Man muß sich ins Unvermeidliche fügen. Hat er nicht alles getan, was nur möglich war, den Schmuck wieder herbeizuschaffen?

Aber wenn er aus der Sache eine Lehre ziehen soll, dann nur die, daß er sich auf ähnlich gelagerte Fälle in Zukunft nie wieder einlassen wird.

Glücklich wie lange nicht im Leben geht Arlette heute abend in den „Regenbogen“. Nicht einmal Philippes verzweifelte Miene kann sie umstimmen.

„Hast du Ärger gehabt, Liebling?“ fragt sie besorgt.

Philippe berichtet niedergedrückt, daß er bei seinem Vater, dem Universitätsprofessor, war.

„Er ist wohl gegen unsere Heirat? Wir können nicht —“

„Unsinn!“ unterbricht Philippe sie. „Das ändert selbstverständlich gar nichts. Nur — ich bekomme nun keinen Sou mehr von ihm. Aber wenn du mich trotzdem willst, es geht auch ohne Brasilien und ewigen Frühling. Für den Anfang wird es vielleicht bitter, aber ich werde arbeiten.“

„Laß nur“, tröstet Arlette, „wir werden es bestimmt schon schaffen!“

„Das glaub' ich auch. Ich mach' mir natürlich Sorgen, weißt du? Die Armut ist nicht gerade der beste Boden für die Liebe.“

„Liebe, Philippe? Wer redet denn von Armut? Vielleicht kriegst du eine reiche Frau.“

„Wieso?“

„Nun, ich besitze nämlich etwas. Schmuck. Wußttest du das nicht?“

Nun läßt sich Philippe von ihr erzählen, was er längst weiß. Und kann sich vor Verwunderung kaum fassen, als er hört: Arlette hat den Schmuck Lulus. Als sie es ihm aber gesagt hat, steht er unruhig auf und geht nachdenklich auf und ab.

„Was hast du nur?“ fragt sie nervös. Philippe macht plötzlich ein sehr ernstes Gesicht.

„Arlette — wir müssen den Schmuck zurückgeben!“ erklärt er. „Das ist der einzige Weg für uns, ein neues Leben zu beginnen. Und wir wollen doch glücklich werden!“

„Wenn du meinst —?“ sagt Arlette zögernd. Sie hat nicht das geringste Mißtrauen.

„Unbedingt. Heute noch. Sofort muß es geschehen. Ich habe keine ruhige Minute, bevor das nicht aus der Welt ist“, sagt er.

Und so erreicht Philippe völlig müdelos, was Michaud nicht gelang. Arlette nimmt aus ihrer Handtasche einen — Gepäckschein. Er muß sich Mühe geben, um nicht vor Verblüffung zusammenzuzucken.

Am Bahnhof Ville d'Avray ist der Schmuck ein einfaches Gepäckstück deponiert — das ist die simple Lösung des großen Unternehmens.

Ohne auffällige Eile verläßt Philippe Arlette Garderobe und den „Regenbogen“.

Ist es Zufall — wie er glauben möchte — oder gar ein Wink des Schicksals, daß er vor der Tür Marie-Claude trifft?

„Marie-Claude —! Marie-Claude —!“ ruft er erregt hinter ihr her.

„Ich muß dich ganz dringend sprechen!“ flüstert er ihr keuchend zu, als er sie mit langen Schritten eingeholt hat.

„Ja, dann aber schnell! Ich muß 'rein, ich hab' gleich meinen Aufritt.“

„Ach, laß doch den dummen Regenbogen! Was ich dir zu sagen habe, ist viel wichtiger! Bitte steig in meinen Wagen, da sind wir ungestört!“

Marie-Claude blickt ihn unentschlossen an.

„Bitte — bitte, nun komm schon!“ drängt Philippe und zieht sie zum Wagen.

Philippe spricht zu ihr mit großem Ernst, und Marie-Claude fühlt deutlich, daß er es ehrlich meint. Wenigstens ihr gegenüber.

„Ich habe nicht viel Zeit...“, beginnt er hastig, „und darum hör mir zu, ohne mich zu unterbrechen.“ Seine Stimme ist vor Aufregung ganz heiser. Er spielt eine hohe Karte, und er weiß es. Mit bebendem Herzen gibt er seinen



Die Hintermänner der Jagd nach dem verschwundenen Schmuck sind sich keineswegs einig. Von einem Komplizen wird der Variété-Direktor Albert (links) in seinem Büro bedroht.



Ein Prachtexemplar eines Pyknikers! Leben und leben lassen, das ist sein Wahrspruch. Allerdings ist er sehr leicht reizbar. Er reagiert auf alle Umwelteinflüsse sofort. Wenn er sich über etwas aufregt, dann spontan und mit recht kräftigen Worten. Aber man braucht das nicht so tragisch zu nehmen. Denn wenn bei ihm etwas von „der Leber“ herunter ist, dann ist es damit auch erledigt. Er trägt nichts nach. Das ist angenehm!



Er läßt sich nicht mehr beeinflussen. Auch die Zeitungsverkäuferin vermag ihn nicht mehr anzusprechen. Seine Seele ist gesättigt, er lebt aus der Erinnerung. „O glückliche Augen, was je ihr gesehn, es sei wie es wolle, es war doch so schön.“ Das bekannte einst Goethe am Ende seiner Erdenlage. So rauscht der Großstadtlärm an diesem alten Herrn vorbei, ohne auch nur den geringsten Eindruck bei ihm zu hinterlassen.

Menschen unter der Lupe!

Menschenkenntnis ist das Geheimnis des Erfolges vieler führender Persönlichkeiten in Kunst, Politik und Wirtschaft!

Wer im Ringen um seine Existenz Erfolg haben will, der tut gut, sich mit dem zu beschäftigen, was man heute Erfolgspsychologie nennt. Dabei kommt alles darauf an, die Grenzen der eigenen Fähigkeiten zu erkennen und andererseits die seelisch-geistige Struktur der Mitmenschen richtig zu beurteilen. Selbsterkenntnis bewahrt uns davor, daß wir uns zuviel zutrauen und schließlich Opfer der Managerkrankheit werden. Umwelterkenntnis ermöglicht es, unsere Mitmenschen richtig anzusprechen und mit ihnen in einen gesunden Kontakt zu kommen. Kontaktstörungen verdrießen das Leben.

Wie es in jedem anderen Beruf notwendig ist, so haben sich auch die Psychologen ein gewisses Handwerkszeug erarbeitet. Es sind vor allem die Typenlehren und die Tests, die es ermöglichen sollen, Charaktere und Eigenschaften von Menschen zuverlässig und schnell zu erfassen. Doch setzt das Erfahren voraus. Wir Menschen verkörpern nur selten einen bestimmten Typ in reiner Form. Die meisten von uns sind Mischtypen. Das menschliche Leben läßt sich nicht ohne weiteres in ein Schema zwängen.

Außerdem sind alle Charaktereigenschaften doppeldeutig. Ist ein Mensch z. B. sehr leicht ansprechbar, dann kann man ihn auch sehr leicht beeinflussen. Ist ein Mensch mehr verschlossen, dann findet man wohl nicht so schnell Kontakt mit ihm, aber er fällt auch andererseits nicht so leicht Fremdeinflüssen zum Opfer.

Noch ein weiterer guter Rat allen, die Menschen zu beurteilen haben. Halten wir uns von denen, die wir zu beurteilen haben, in neutralem Abstand. Haben wir keine Vorurteile. Ma-

chen wir uns frei davon, allzu streng zu urteilen und moralisch werten zu wollen. Der wahre Menschenkenner ist Menschenfreund. Er hat Verständnis für alle Spielarten des Verhaltens.

Das wichtige an richtiger Menschenführung ist, daß es uns darum geht, die positiven Eigenschaften unserer Mitmenschen zu erkennen, um sie nutzbar zu machen, die negativen Eigenschaften aber zu erkennen, um sie in geschickter Form an ihrem Durchbruch zu hindern.

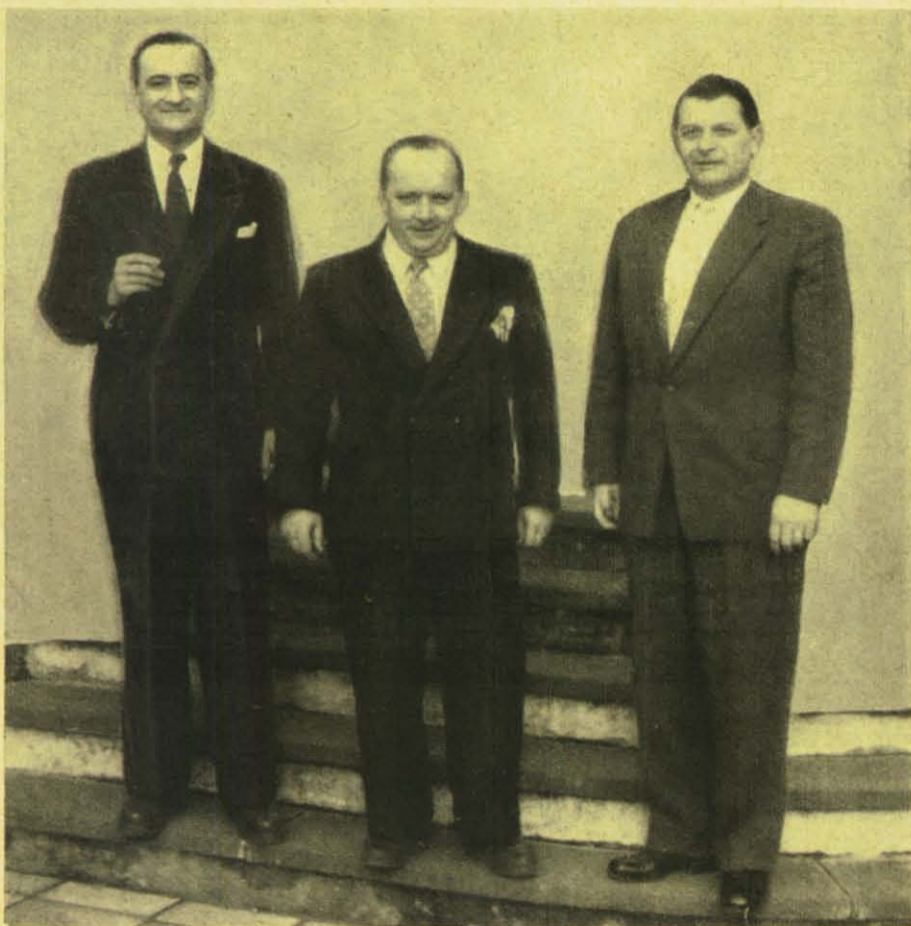
Der erste Eindruck ist nicht immer zutreffend. Wer sich nur von ihm leiten läßt, kann bitter enttäuscht werden. Wir Menschen versuchen im praktischen Leben bewußt oder auch oft nur unbewußt, uns zu tarnen. Das ist eine ganz natürliche Form von Selbstschutz. Körperbau und Charakter des Menschen stehen in einem bestimmten Zusammenhang. Können wir einen Menschen einem bestimmten Körperbautyp zuordnen, dann gewinnen wir damit sehr wichtige Erkenntnisse über seine Reaktionsmöglichkeit. Diesen Thesen liegt die Kretschmersche Typenlehre



Das gibt es nicht mehr! Der fröhliche Taugenichts, der sorglos durch die Landschaft wandert und überall und nirgends zu Hause ist, befindet sich im Aussterben. In unserer Zeit hat auch die Landstraße ihre Romantik verloren. In dem Bavaria-Farbfilm „Rot ist die Liebe“ spielt Günther Lüders den sorglosen Heidekarl. Wer möchte nicht auch einmal so sorglos in den Tag hineinleben können? Man sollte es wenigstens zeitweise versuchen, um der Gesundheit willen.



Sie ahnten es nicht, daß sie von einem Seelenkenner „unter die Lupe“ genommen wurden. Aber diese Ausländer vermögen uns schon rein äußerlich recht viel zu verraten. Jene kleine dicke Französin führt nicht nur hier das Kommando. Hinter ihr jener Astheniker zeigt nicht nur im Bild taktvolle Zurückhaltung. Der frohgemute Vater der Familie in der Mitte verkörpert einen Mischtyp von Athletiker und Pykniker. Gleichfalls seine schlichte Tochter neben ihm. Volkstracht und Landessprache überdecken jedoch in diesem Falle viele charakterliche Gegensätze.



Er tut nur so, ganz glücklich ist er nicht. Er muß sich erst allemal mit einem Schluck aus der Buddel Mut machen, bevor er mit Humor seine Bananen an den Mann zu bringen sucht. Aber dann, wenn einmal einige Kisten leer sind, steigert er sich in seiner Rolle, übertrifft sich selbst. Er gehört eindeutig zu den spaltigen Charakteren, die nicht so flüchtig und gut ihre Komplexe abreagieren können, wie es zum Beispiel die Pykniker tun.

◀ **Drei Herren unterschiedlicher Statur** wurden von unserem Reporter entdeckt und „unter die Lupe“ genommen. Sie sind die typischen Vertreter der Kretschmerschen Lehre von Körperbau und Charakter. Der große Schmale ist ein Astheniker. In der Mitte der kleine Dicke ist ein Pykniker, und der Dritte im Bunde ein ausgeprägter Athletiker. Der Körperbau eines Menschen verrät bereits die Art seiner Reaktion auf Umwelteinflüsse.

zugrunde, die heute in der allgemeinen Menschenkenntnis eine der wissenschaftlichen Grundlagen bildet.

Nach Kretschmer gibt es gemäß dem Körperbau des Menschen Pykniker, Astheniker, Athletiker und schließlich Displastiker.

Die Pykniker, das sind die Unteretzten, Rundlichen, Dicken, die wohlbelibten Männer. Sie gehören zum Charakterformkreis der Wechselmütigen. Sie sind immer in der schwankenden Stimmung zwischen „himmelhoch jauchzend“ und „zu Tode betrübt“. Sie reagieren flüchtig, tragen nicht nach und sind meist von rein choleraischem Temperament. Ihre Gefühlsausbrüche sind daher nicht tragisch zu nehmen. Wenn man das richtig versteht, wird man mit ihnen meist gut auskommen.

Anders reagieren dagegen die Astheniker — das sind die Hageren, Langen, Schlanken —, und die Athletiker — nun, der Name sagt es schon: die Muskulösen mit ihren Muskelpaketen. Die-

se beiden bilden zu den Pyknikern den Gegentyp der mehr spaltigen Charaktere. Sie sind nicht so leicht ansprechbar wie die Pykniker, reagieren nicht so flüchtig. In ihnen vermögen sich bestimmte Erlebnisse mehr zu Komplexen zu stauen. Es kann längere Zeit dauern, bis man mit ihnen Kontakt bekommt. Wenn das aber der Fall ist, dann ist die Verbindung umso nachhaltiger. Sie sind nicht sehr mitteilbar. Während ein Pykniker schnell erzählt, was ihn freut, feiert ein Astheniker oder ein Athletiker „innere Feste“.

Kretschmer hat schon vor mehr als zwanzig Jahren darauf hingewiesen, daß die beiden Charakterformkreise seiner Typenlehre sehr fein in Shakespeares „Julius Cäsar“ gekennzeichnet sind. Jener spricht: „Laßt wohlbeliebte Männer um mich sein, mit glatten Köpfen und die nachts gut schlafen. Der Cassius dort hat einen hohlen Blick, er denkt zuviel; die Leute sind gefährlich...“

▶ **Auch Hände können sprechen.** Früher sagten „Menschenkenner“: Gespreizte Finger, gespreiztes Wesen. Der moderne Seelenkenner läßt sich nicht allein durch solche Äußerlichkeiten beeindrucken. Er versucht, das gesamte Erscheinungsbild zu erfassen. Freilich, der äußere „Benimm“ verrät die Kinderstube. Auch diese junge Dame wird noch lernen, daß sie durch bestimmte Äußerlichkeiten einen nachteiligen Eindruck hinterläßt.





In den Fels gehauene Höhlenwohnungen sind auch heute noch in gebirgigen und heißen Ländern eine durchaus zweckmäßige und übliche Wohnform. Diese Wohnhöhlen sind sehr dauerhaft und bieten außerdem noch Schutz gegen Hitze und sonstige Witterungsschäden. Unser Bild zeigt den Eingang zu einer dieser Wohnungen, wie sie in Andalusien zu finden sind. Sie werden von Zigeunern bewohnt.

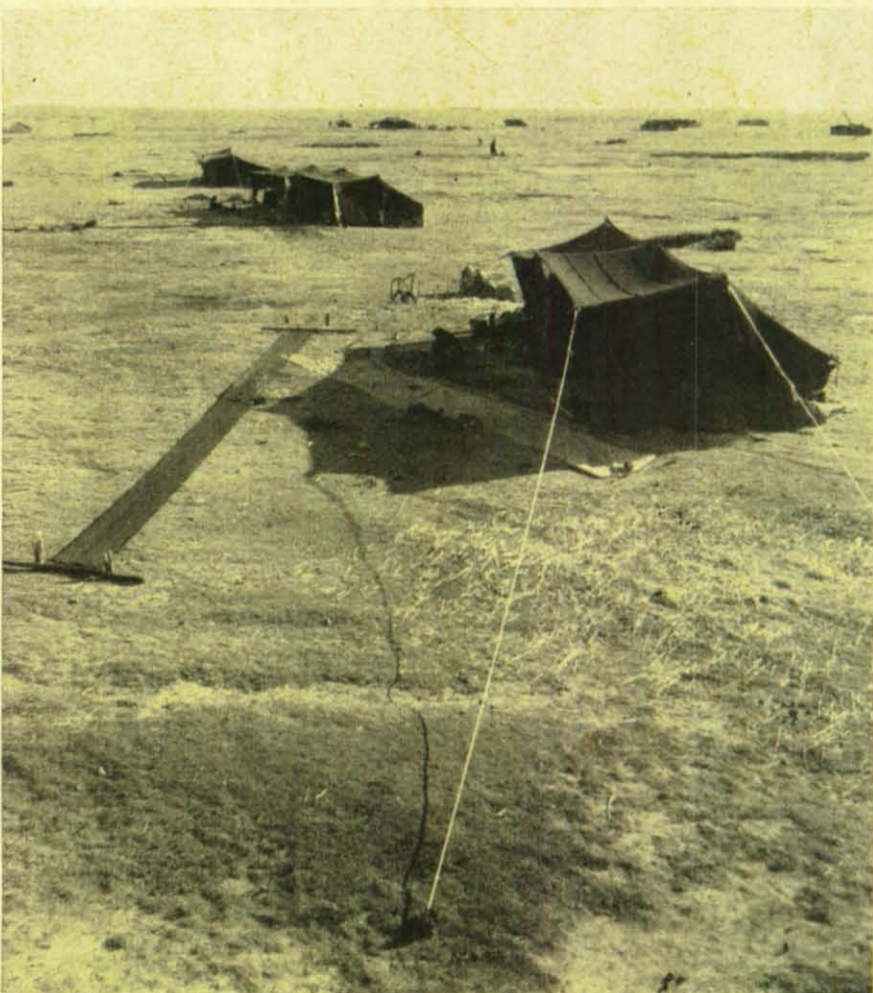


In ihren Rundhüttendörfern fühlen sich diese Halbnomaden Französisch-Westafrikas äußerst wohl. Sie erbauen diese „Kreisel“, die ihren Ansprüchen in jeder Weise genügen, aus Lehm, der ihnen vor allem im Stromgebiet des Niger in beliebigen Mengen zur Verfügung steht. In anderen Gegenden Afrikas werden Rundhütten aus Blätterwerk bevorzugt. Selbst als moderner Zweckbau findet die Rundhütte

Zuflucht und Heim

Höhlen, Hütten, Weekendhäuser

Am Anfang war die Wohnhöhle. Dann entstanden die Pfahlbauten, die Rund- und Blockhütten und schließlich das Haus in seiner entwickeltsten Kunstform. Alle diese Unterkunftsstätten waren von Beginn an zweckbestimmt. Sollten sie doch ihren Bewohnern Schutz, Sicherheit und Obdach gewähren. In bestmöglicher Anpassung an die Umwelt wurden sie daher erdacht und instinktsicher gestaltet. Ein Dach über dem Kopf und damit ein gesichertes Heim zu haben, gehört somit zu den primitivsten Bedingungen menschlichen Seins überhaupt. Dies gilt aber nicht mehr für unsere Zeit. Zahllos sind die Menschen in allen Teilen der Welt, für die Begriffe Haus oder auch nur Heim zum verlorenen Paradies gehören. Kriege und damit verbundene Notstände verursachen ein ständiges Hin- und Herfluten kleinerer und größerer Personengruppen, die mit wenig Aussicht und Ziel inmitten bereits dicht besiedelter Kulturräume nach neuer Heimat suchen. Die Lösung dieses Problems, das der Tragik nicht entbehrt, ist nicht leicht, trägt häufig den Stempel des Provisorischen zur Schau. Ruinenunterkünfte, Barackenlager und nicht zuletzt die Slums der Großstädte zeugen davon. Aber auch Ansätze zu erfreulichen Auswegen werden sichtbar.

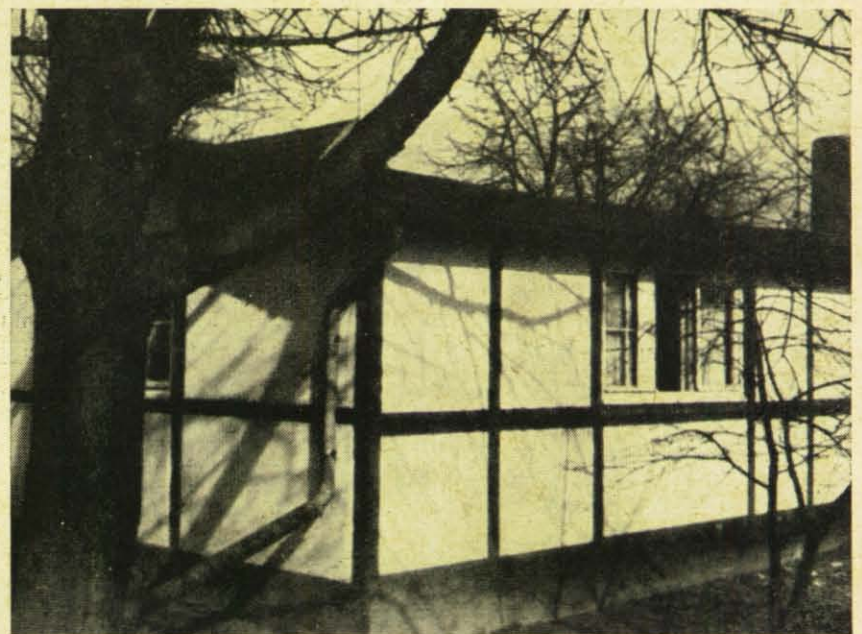




Verwendung. So werden zum Beispiel die Wächterhäuschen an den Bahnstrecken Innerafrikas vielfach im Rundbau ausgeführt. Zur Errichtung dieser Bahnwärterhütten wird jedoch nicht Lehm oder gar Laub, sondern ein neuzzeitliches Material, Zement, benutzt. Auch in allen anderen Teilen der Welt hat sich die einfache und doch so praktische Form der Rundhütte äußerst bewährt. Nicht zuletzt beweisen das auch die aus Eis und Schnee geformten Iglus der Eskimos im hohen Norden.



Nicht ungeschickt sind die Versuche amerikanischer Architekten, die urzeitliche Form der Rundhütte als genormte, leicht transportable Kleinwohnstätte in Anwendung zu bringen. Bezeichnend für die Unausgeglichenheit der Verhältnisse sind die blitzenden Autos vor den Baracken.

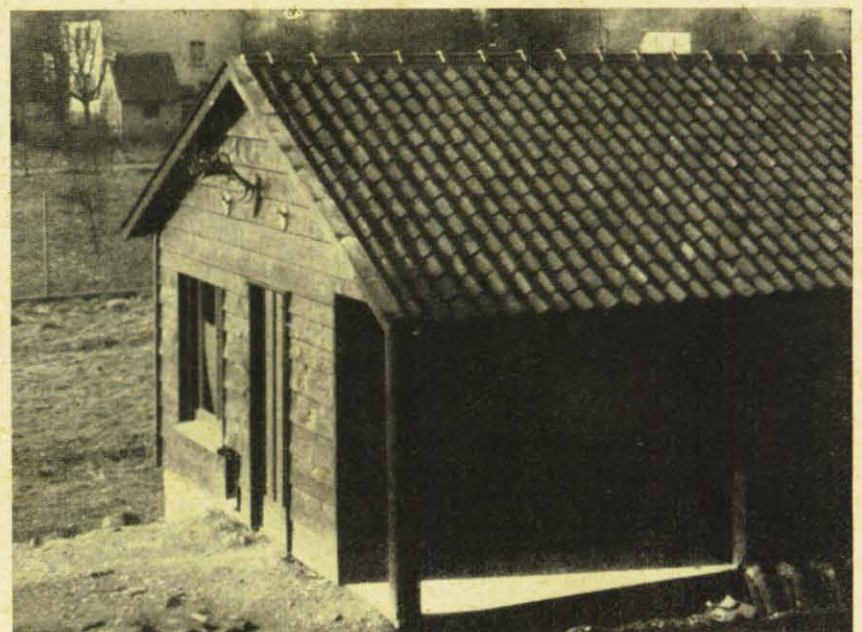


Zweckmäßig und ansprechend wirkt dieses schlichte Einfamilienhaus. Den Charakter des Provisorischen hat es fast vollkommen verloren. Solch ein Haus könnte auch künftig einer größeren Familie die Möglichkeit eines längerwährenden Aufenthaltes bieten. Mit Schutzraum wäre es ideal.



Not ist das Kennzeichen dieser Wohnbaracke, die aus einem ausgedienten Eisenbahnwagen erstand. Es gibt noch solche primitiven Unterkünfte hie und da in deutschen Landen. Aus jenen trostlosen Nachkriegsjahren blieben sie zurück, als Flüchtlinge und Obdachlose den kargen Schutz, den sie gewährten, noch hoch einzuschätzen wußten. Heute ist das glücklicherweise anders geworden. Emsigste Bau-tätigkeit soll dahin führen, daß Baracken, gleich welcher Art, aus dem Landschaftsbild der Bundesrepublik im Laufe der nächsten Jahre endgültig — und damit hoffentlich für immer — verschwinden.

Das Beduinenlager in der syrischen Wüste beweist, daß die Hauptnöte unserer Breiten, Material- und Raummangel, in diesen Landstrichen unbekannt sind. Aus der Wolle seiner Herden kann der Beduine so viele Zeltbahnen weben, wie er nur irgend benötigt. Die Errichtung eines Zeltes bereitet dann keine Schwierigkeiten mehr. Denn Raum genug bietet ihm ja dafür die Erde, die hier die Wüste ist. Und niemand ist da, weit und breit, der ihm und seiner zahlreichen Sippe den einmal auserwählten Wohnplatz irgendwie streitig machen wollte.



Diese schmucke Jagdhütte ist ein Wochenendhaus, wie es sein soll. Es ist stabil gebaut und sogar unterkellert. Als Ausweichstätten des Großstädtlers werden Häuser dieser Art in Notstandszeiten stets ihre Bedeutung behalten. Hier könnte man auch ein gewisses Notgepäck für Katastrophenfälle aufbewahren.

II. Teil
unseres Reportage-
romans
aus der Welt von
morgen

CLAUS EIGK

Das rote Rätsel

Alle Rechte by: Gebr. Weiss-Verlag · Berlin

1 Fortsetzung

Diesem Gebiet näherte sich nun an einem frühen Herbsttag eine kleine Gruppe von Reisenden. Es waren Birger Mundus, Frank Eigbrecht, Michael Engel und Barbara Keanhart, begleitet von einem kleinen, aber ausgesuchten Troß von eingeborenen Trägern und Maultiertreibern, die der indische Kaufmann Abdul Raman für sie besorgt und bereit gehalten hatte.

Die Vorbereitungen zu dem beabsichtigten Unternehmen waren reibungslos verlaufen. Genau vierundzwanzig Stunden nach der denkwürdigen und so sensationell endenden Sitzung im Turmhaus des Niffheims am Südpol war die Expedition in einer von den Piloten Walter und Bergmann gesteuerten Stratosphärenmaschine gestartet. Weitere zwei Flugtage später landeten sie auf dem Rollfeld von Dardschiling, jener zauberhaft gelegenen Garten- und Villenstadt in den südlichen Vorbergen des Himalajas, die nach einer sprunghaften Entwicklung im Begriff stand, so berühmte Städte wie Rio de Janeiro, Hongkong und Vancouver das Prädikat „schönste Stadt der Welt“ abspenstig zu machen.

Hier wurden sie schon von Abdul Raman erwartet und in Empfang genommen. Eigbrecht hatte ihm genau gefunkt, was man von ihm wollte, so daß der landeskundige Inder schnell, aber gründlich eine kleine Karawane zusammenstellen konnte, die schon für den nächsten Morgen marschbereit war.

Man übernachtete in der schönen Villa des vornehmen, gebildeten Kaufmannes, der seit zehn Jahren mit Mundus befreundet war, und hielt es für ratsam, ihn ins Vertrauen zu ziehen. Er war phantasievoll genug, sich für die Hintergründe des geplanten Unternehmens begeistern zu können, aber außerstande, ihnen mit irgendwelchen Hinweisen dabei zu helfen. Die Geheimnisse der tibetischen Klöster sind auch heute noch undurchdringlich, trotz der vielen Versuche abendländischer und asiatischer Machthaber, diesen Priesterstaat den Zwecken politischer Ideologien dienstbar zu machen. Man verabedete auf jeden Fall, daß die beiden Piloten bei Raman bleiben sollten. Man wollte versuchen, nach Möglichkeit eine Funkverbindung mit ihnen aufrechtzuerhalten. Nach diesen Verabredungen machte man sich auf den weiten und einsamen Ritt.

Er führte auf dem einzigen von hier aus möglichen Weg durch das Tschumbi-Tal nach Norden, quer durch den Himalaja bis nach Tibet hinein, von wo aus der Pfad in westlicher Richtung an den Nordabhängen des riesenhaften Gebirgszuges entlang in die Mount-Everest-Gebiete verlief. Seit dem Aufbruch waren mehr als zwei Wochen vergangen, in denen sie durch das geheimnisvolle Tibet ritten, jenes große, öde Hochland, das sich im unbekanntesten Asien zwischen den höchsten Gebirgsketten der Erde ausdehnt. Viel Merkwürdiges und Seltsames, viel Wunderliches und Wunderbares hatten sie in diesen Wochen gesehen und erlebt.

Jeden Abend ging zu festgelegten Zeiten ein kurzer Funkbericht nach Dardschiling ab, der aber außer der Meldung über die tägliche Wegstrecke

Beim zweiten Besuch des Mondes, den Birger Mundus mit seinen Begleitern unternahm, machte der indische Wissenschaftler Dr. Singh eine sensationelle Entdeckung: In der Nähe eines Felsblocks fand er auf dem Mondboden das stark gerötete Teilstück eines menschlichen Schädels! Wie war dieser Totenschädel, dessen Alter durch einen wissenschaftlichen Experten in Niffheim auf 40 000 bis 50 000 Jahre geschätzt wurde, auf den unbewohnten Mond gekommen? Die Beantwortung dieser Frage und damit die Lösung des „Roten Rätsels“ veranlaßt Birger Mundus zu einer neuen abenteuerlichen Unternehmung, die ihn und seine Begleiter nach Tibet, in die Gegend um den Mount Everest führt. Sein Ziel ist das hochgelegene Rongbuk-Kloster, wo das heilige Buch Dzyan aufbewahrt wird.

noch nichts Besonderes bringen konnte.

So waren sie dem eigentlichen Ziel, dem Rongbuk-Kloster am Fuße des Gipfels der Welt, langsam immer näher gekommen. Die Verständigung mit der tibetischen Bevölkerung erfolgte über den Leiter ihrer eingeborenen Hilfspolizei, einen von Abdul Raman ausgesuchten Gurkha namens Tulla, der fließend Englisch und Tibetisch beherrschte.

Die letzte Siedlung, die sie berührt hatten, das stattliche Dorf Schikardsong, lag bereits seit zwei Tagen hinter ihnen. In den frühen Morgenstunden des sich nun schon dem Ende zuneigenden Tages hatte die kleine Expedition den Pang-la, den letzten hohen Paß, hinter sich gebracht und war später durch tiefer gelegene Täler und Senken geritten. Jetzt ging es wieder bergauf in die Tschomolungma-Gebirgsgruppe hinein. Von der Höhe des Passes aus hatte erstmals der wichtige Klotz des höchsten Berges der Welt zu ihnen herübergewinkt, fast greifbar nahe, lockend, anfeuernd und doch abweisend in seiner eisigen Majestät. Wenn auch sein Anblick beim Tiefersteigen von vorgelagerten Bergketten wieder entzogen wurde,

wußte man doch, daß jeder Schritt der tappelnden Maultiere näher an die „Göttinmutter des Schnees“ heranzuführte.

Wie so oft in den vergangenen Wochen ihres Rittes war Tulla mit dem halben Dutzend Maultiertreibern und Dienern vorausgezogen, um rechtzeitig einen passenden Lagerplatz für die Nacht zu erkunden und für die Ankunft der nachfolgenden Weißen vorzubereiten. Heute galt es, wenn möglich, die letzte Station ihres Rittes, das berühmte, geheimnisumwitterte Rongbuk-Kloster, zu erreichen. Sie befanden sich bereits im Rongbuktal, durch das der Gipfel der Welt die Schmelzwasser eines seiner Gletscher als Gebirgsbach nach Norden sandte.

Die Spannung wuchs mit jeder Viertelstunde. Die eisigen, schnell springenden Wasser rauschten in einem jede Wegbiegung der Schlucht dahin. Jede Wegbiegung der Schlucht, durch die sie ritten, konnte die Sicht auf das Rongbuk-Kloster bringen. Immer häufiger säumten Tschorten — das sind religiöse Male, vergleichbar den Kreuzfixen in den Alpen —, geschmückt mit bunten Gebetswimpeln, den kaum erkennbaren Pfad. Auch die Begegnungen mit Menschen wurden häu-

figer, etwas, das in diesen weglösen, hochgelegenen Oden sehr bemerkenswert war. Schon seit zwei Tagen hatte man hier und da einzeln oder in Gruppen wandernde Tibeter eingeholt und hinter sich gelassen. Da die meisten von ihnen die roten Kutten lamaistischer Mönche trugen, war ihr Ziel offenbar das Rongbuk-Kloster.

Birger Mundus und seine Kameraden wußten auch warum. Sie alle pilgerten zu dem großen religiösen Fest, das alle zehn Jahre einmal veranstaltet wurde und eine ganz besondere Bedeutung hatte. Das Fest des heiligen Buches Dzyan! Man war sowohl zeitlich als auch räumlich auf der richtigen Spur.

Etwas auseinandergesogen, Eigbrecht an der Spitze, trat der kleine Trupp auf den keuchenden Maultieren bergan. Die dünne Luft dieser hochgelegenen Gegend machte auch den berggewohnten Tieren zu schaffen. Schon kürzere Fußmärsche, wie man sie hier und da einlegte, nur um einmal aus dem Sattel zu kommen und die Beine zu bewegen, strengten Herz und Lungen auffällig an. Eigbrecht hatte klug und sachkundig gehandelt, als er damals auf einem langen Anmarsch zur Gewöhnung an die dünne Luft bestand.

Die Männer waren körperliche Anstrengungen gewöhnt, fühlten sich großartig und waren bei bester Laune. Ein wenig mißtrauisch waren sie Barbara Keanhart gegenüber gewesen. Diese elegante Schönheit, die scheinbar nur in einer luxuriösen Umgebung mit allen Mitteln täglicher Pflege denkbar war, mußte von heute auf morgen sämtliche Bequemlichkeiten einer hochgezüchteten Zivilisation gegen primitives Kampieren in Zelten oder zugigen Notbehäusern mit karger Hygiene eintauschen. Aber alle Bedenken waren grundlos. Die Umstellung gelang mit einer solchen Selbstverständlichkeit und unter humorvoller Anpassung, daß sogar der immer etwas mürrische Eigbrecht zufriedene Äußerungen machte. „Babs“, wie Birger Mundus sie in „zärtlicher Abkürzung nannte, erwies sich darüber hinaus als sehr nützlich, denn überall, wo die tibetische Bevölkerung aus undurchsichtigen Launen kleine Erleichterungen verweigerte, schaltete sie sich ein und erweichte in jedem Falle alles, was sie wollte.

Plötzlich hielt Eigbrecht auf seinem Muli an und rief zurück: „Das Rongbuk-Kloster!“ Es war also so.

Die anderen trieben ihre Reittiere an und hielten bald an der Wegbiegung, die Eigbrecht erreicht hatte. Im Lichte des scheidenden Tages zeigte sich ihnen ein überaus eindrucksvolles Bild.

Unvermutet hatte sich das Tal geweitet und schloß im Hintergrund malerisch mit dem Tschomolungma ab, der breit und wuchtig seinen gelbbraunen, eisgegürteten Felsleib wie das Ende der Welt quer und sperrend vor die Blickrichtung schob. Rosig leuchteten im Abendlicht von seiner gewaltigen Schulter dünne Schneefahnen schleiernd gegen den tiefblauen Himmel. Im dunklen Vordergrund aber klebte weiß und leuchtend im Geröll des Hochtales das Rongbuk-Kloster an den Wänden der schluchtartig abfallenden Berge. Alles vereinigte sich zu einem Bild von wilder



Buntbewimpelte Tschorten, religiöse Male, den Märlern in den Alpen vergleichbar, säumten immer häufiger den Pfad. Birger Mundus, der mit seinen Begleitern dort entlangritt, ersah daraus, daß das Rongbuk-Kloster wohl nicht mehr weit entfernt sein konnte.

Schönheit, dessen Reiz den für Naturschauspielen dieser Art empfindsamen Menschen trotz ihrer natürlichen Ermüdung nicht entging.

Schweigend lenkten sie ihre Mulis das letzte Stück des Weges zum Kloster hinüber, aus dem ihnen beim Näherkommen außer nachhallenden Gongschlägen wachsendes Stimmengewirr entgegenschlug. Es mußten ungewöhnlich viel Menschen versammelt sein.



Je näher sie kamen, desto deutlicher zeigten sich ihnen die beträchtlichen Ausmaße dieses wahrscheinlich höchstgelegenen Klosters der Welt.

Die Tore zu dem burgartig abgeschlossenen Gebäudekomplex waren weit geöffnet, als Mundus und sein Trupp sie erreichten. Der vor ihnen angekommene Tulla und seine Treiber hatten die Insassen schon auf die fremden Ankömmlinge vorbereitet. Wenngleich von den überaus zahlreichen Klöstern Tibets gerade das Rongbuk-Kloster infolge der mehrmaligen Bergsteiger-Expeditionen zum Mount Everest verhältnismäßig viele Europäer gesehen hatte, mochte doch die Ankunft von Sendlingen aus dem fernen, wunderlichen Abendland immer wieder neu eine Besonderheit für diese abgeschlossene Welt bedeuten. Im Schein zahlreicher, früh entzündeter Fackeln sahen sie, daß sämtliche kreuz und quer verschachtelten Mauern und flachen Dächer der zahlreichen Gebäude dicht mit Neugierigen besetzt waren. Kopf an Kopf drängten sich Mönche und Nonnen, die hier einträchtig zusammenlebten, und betrachteten den Einzug der Gäste.

Soweit Mundus unterrichtet war, wurde das Kloster ständig von ungefähr vierhundert Menschen bewohnt. Nach oberflächlicher Schätzung mußten es aber viel mehr Leute sein, die murmelnd und summend wie ein großes Bienenvolk den überaus malerischen Hintergrund abgaben. Wahrscheinlich befanden sich bereits viele Gäste hier, die dem in Tibet bekannten Fest beiwohnen wollten.

Es kann ein unbehagliches Gefühl sein, sich ziemlich plötzlich von unzähligen Augen beobachtet zu wissen. Auch unseren vier Freunden erging es nicht anders, und ohne daß es sich jemand eingestand, kletterten sie trotz der steif gewordenen, müden Glieder in gespielter Forsche aus den Sätteln. Ingeheim machten sie sich auf langwierige und umständliche Begrüßungszeremonien gefaßt. Hierin hatten sie aber die verständnisvolle tibetische Gastfreundschaft unterschätzt.

Kaum waren sie von den Maultieren gestiegen und hatten unter der Menge Tulla und seine Leute erspäht, als sie auch schon von einem jungen, unentwegt lächelnden Mönch in das Innere des Klosters hineinkomplimentiert wurden. Sie folgten ihm gern und landeten nach fünf Minuten Steigens und Gehens über sinnverwirrend verschachtelte Treppen und Gänge in einer leidlich geräumigen Klosterzelle, die als Quartier für sie vorgesehen war. Man hatte sie zuvor beachtlich saubergefegt, womit sie Ansprüche genügte, die weit über die sonst übliche Lebensweise tibetischer Mönche hinausgingen. Und als bereits nach wenigen Minuten angewärmtes Wasser in Krügen herbeigeschleppt wurde, konnte kein Zweifel mehr dar-

über bestehen, daß „westliche Zivilisation sittenverschlechternd über das weltferne Rongbuktal hereingebrochen war“, wie sich Barbara überrascht und zufrieden ausdrückte. Denn daß Waschen und Baden für den Tibeter ein ungewöhnlicher Brauch ist, hatte ihre Nase im Laufe der letzten Wochen zur Genüge feststellen können.

Der Gurkha Tulla, ihr Chefdiener und Dolmetscher, ein bärtiger Riese mit dem Gemüt eines Bernhardinerhundes, bestätigte ihnen dann auch, daß sie in Freundschaft aufgenommen seien und sich so bewegen sollten, als ob sie zu Hause wären. Erst für morgen war vorgesehen, sie dem Abt und der Äbtissin des Klosters vorzustellen.

Das war ihnen aus mehreren Gründen sehr angenehm. So liebten sie ihre Proviantstöße und Gepäckkisten in die Zelle schaffen und begannen, sich häuslich einzurichten. Einige Tage würde ihr Aufenthalt auf jeden Fall dauern.

Eine Anregung von Mundus, Barbara in einer anderen Zelle allein unterzubringen, lehnte diese energisch ab. Sie fühlte sich in der Gegenwart der Männer freier und sicherer. Und da an ein nennenswertes Auskleiden oder eingehendere Toilette bei diesen Umständen und Temperaturen ohnehin nicht zu denken war, konnte sie ganz unbefangen auch hier in ihren Schlafsack kriechen. Und dabei blieb es denn.

Die Zelle hatte eine einzige, fensterähnliche Öffnung, die nur zum Teil an Stelle der unbekanntem Glasscheiben mit schadhafte gewordenem Olpapier verklebt war. Das bedeutete in diesen Höhen eine bitterkalte Nacht. Man opferte eine Wolldecke, um sie einigermaßen abzudichten. Dabei trat Mundus an die Öffnung und blickte hinaus. Die Aussicht war bezaubernd schön und ging gerade auf den Tschomolungma hinaus, dessen Schneehaupt wie eine romantische Insel zwischen Himmel und Erde in einem ziehenden Wolkenmeer schwamm. Ihre Klosterzelle lag ziemlich hoch über dem Erdboden. Die Wand fiel jenseits der Fensteröffnung mindestens zwanzig Meter steil in die Tiefe ab.



Diese erste Erkundung ihres Tätigkeitsgebietes war nicht sehr ermutigend. Sie waren hier in einer Form von der helfenden Außenwelt abgeschnitten, wie sie ein gut bewachtes Gefängnis nicht besser aufweisen konnte. Ohne ortskundige Hilfe aus dem Kloster herauszufinden, mußte ein kleines Kunststück sein. Mundus verstand jetzt die ungeheuren Schwierigkeiten, denen sich die indische Geheimsekte gegenüber sah, wenn sie an das Buch Dzyan herankommen wollte. Auch sie selbst hatten noch keinen Plan dafür entworfen und sahen sich zunächst von der Freundlichkeit und dem Entgegenkommen der Tibeter abhängig. Mit Gewalt war hier gar nichts zu machen. Aber an einen Diebstahl des Buches dachte er ja auch nicht. Diebstahl bleibt Diebstahl und ist eine verächtliche Sache, auch dann, wenn er — wie hier — immerhin höheren Zwecken dient. Und so nahm man sich vor,

sich mit den Tibetern möglichst gut zu stellen und ein Fotografieren jener alten Aufzeichnungen zu ermöglichen. Immerhin war man gespannt darauf, die Bekanntschaft Dirwal Panda zu machen, desjenigen Inders, der nun schon seit elf Jahren als Spion der Geheimsekte leben sollte.

Mit gesundem Sinn für Häuslichkeit wies Barbara Keanhart die drei Männer an, die Kisten und Säcke so zu verteilen, daß handgreifliche Bequemlichkeiten mit ausreichenden Sitzmöglichkeiten dabei herauskam. Dann richtete sie aus den mitgeführten Vorräten das sehr dringend gewordene Abendessen her.

Tulla aß zusammen mit seinen Treibern irgendwo anders. Das war ihnen lieb, weil der Gurkha zwar eine Vertrauensstellung genoß, aber von dem eigentlichen Zweck ihrer Reise doch nichts wissen durfte. So glaubten sie, ungestört über alles sprechen zu können, und hatten keine Ahnung davon,



daß der Zufall eine Überraschung für sie bereit hielt, die zunächst einmal sehr unangenehm war.

Noch während sie aßen, hörten sie schwere Schritte über den Gang zu ihrer Behausung tapsen. Dann wurde die Tür aufgestoßen, und ein freundlich grinsender Lama schob einen noch freundlicher grinsenden Weißen durch die Öffnung.

Während allen vor Überraschung die Bissen im Munde steckenblieben, war der Fremde ganz Herr der Situation.

„Goddam!“ grüßte er und lachte, daß sich sein narbiges grobes Gesicht zur Grimasse verzerrte. „Bob Hunter aus Chicago schätzt, daß ihr Engländer seid!“

Das war ja nun eine sonderbar formlose Art sich vorzustellen und jemand zu begrüßen. Aber weiße Menschen in Tibet bilden von vornherein eine Gemeinschaft. So unterdrückten alle ihre aufkeimende Abneigung und schüttelten Mister Hunter aus Chicago scheinbar erfreut die Hand.

„Engländer sind wir nicht!“ erklärte Mundus nach der ersten Vorstellung. „Heute sind wir ja alle Weltbürger, früher waren wir Deutsche, Amerikaner, Norweger, alles durcheinander!“

„Fein!“ hängte Bob Hunter sofort sein Mäntelchen nach dem Wind. „Kann die eingebildeten Engländer sowieso nicht leiden. Wir werden uns hier gut vertragen!“

Damit zog er anstandslos eine der herumstehenden Expeditionskisten an den improvisierten Tisch heran und setzte sich. Selbstverständlich wurde er aufgefordert, mitzuessen, was er denn auch tat.

„Gehören Sie zu den Amerikanern Smith und Sommerfeld, die zur Zeit hier in der Gegend sind?“ fragte Mundus in naheliegender Erinnerung an eine Begegnung mit zwei Globetrottern, die sie vor drei Tagen in der letzten tibetischen Siedlung auf ihrem Herweg gehabt hatten.

Die Miene Hunters war ein einziges Erstaunen.

„Nein!“ antwortete er dann gedehnt und stopfte sich mit Konservenobst voll. „Wußte gar nicht, daß zur Zeit noch mehr Amerikaner in Tibet sind.“

Dachte, ich bin der einzige, der so verrückt ist. Kommen die beiden auch hierher?“

„Sie sagten nein!“ antwortete Mundus. „Wir trafen sie vor drei Tagen in Schikar-dsong. Sie waren mit einer kleinen Yak-Karawane aus Simla heraufgekommen und wollten über Kamba-dsong und das Tschumbital hinunter nach Dardschilling. Als wir sie trafen, waren sie gerade damit beschäftigt, ein Raupenauto, das sie bisher in Einzelteilen auf Yakrücken transportiert hatten, zusammenzusetzen. Der Weg würde nun flacher und günstiger, meinten sie ganz richtig, und gestatte die versuchsweise Benutzung eines Autos!“

„Gute Idee!“ grinste Hunter. „Man merkt, daß die Jungen Amerikaner sind. Kenne sie aber nicht. Vielleicht treffe ich sie später noch!“

„Wenn Sie hier im Kloster bleiben, dann kaum“, sagte Mundus. „Die beiden hatten es offenbar eilig. Der Tschomolungma interessierte sie gar nicht!“

„Desto besser!“ nickte Hunter sichtlich befriedigt. „Wenn ich ehrlich sein soll, paßte es mir schon gar nicht, daß Sie hier angekommen sind. Sind Sie auch des ‚Dzyan‘ wegen hier?“

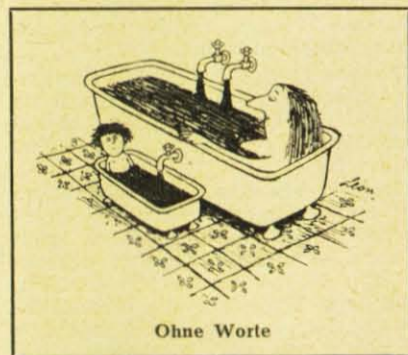
Das war die zweite unangenehme Überraschung in der letzten Viertelstunde. Aber die vier Freunde hatten Stimmung und Mienenspiel in der Gewalt.

Mundus war die heilige Einfalt in Person, als er sagte: „Wir kommen ausschließlich des Berges wegen! Dzyan — was ist das?“

Hunter grinste zufrieden und machte eine Büchse mit Olsardinen leer.

„Dachte mir, daß Sie davon nichts wissen. Ist auch zu unbekannt. Wer hierherkommt, der kümmert sich immer nur um den Drecksberg und bildet sich ein, daß ausgerechnet er ihn besteigen kann! — Der Dzyan ist ein Buch, wissen Sie, ein angeblich altes, sozusagen heiliges Buch. Durch Zufall kam es bei uns in Chicago heraus, daß es hier im Rongbuk-Kloster liegt. Es wird von den Mönchen wie ein Schatz gehütet und nur alle zehn Jahre einmal für eine Art heiliges Schauspiel hervorgeholt. Es soll nämlich vor ein paar Jahrhunderten oder Jahrtausenden — ist ja auch egal — von Dämonen geraubt worden sein. Gute Geister haben es ihnen dann wieder abgejagt und ausgerechnet im Rongbuk-Kloster deponiert. Dieser bare Unsinn wird nun alle zehn Jahre einmal gefeiert. Ich schätze zwar, daß alles Unfug ist, aber unsere Zeitungen brauchen so etwas. Jedenfalls kriegte Bob Hunter Wind davon und will nun morgen als erster Reporter der Welt das Ding mal in Augenschein nehmen und ein wenig für seine Zeitschrift fotografieren. — Na ja, da Sie nun einmal hier sind, können Sie ja auch an dem Spaß teilnehmen, der aus diesem Anlaß steigen wird!“

Sein Ton, in dem er die Ausführungen schloß, hatte einen ausgesprochen gönnerhaften Klang. Es war, als ob er



sich über die harmlosen Touristen innerlich lustig machte. Aber das war wiederum gut so und half den Freunden, mit Fassung über den ersten Schreck hinwegzukommen.

Man zeigte dann zwar Interesse für die Sache und stellte noch einige Fragen, aber doch so unbeholfen, wie es Leute tun würden, die von der wahren

Bedeutung des heiligen Buches keine Ahnung haben.

Da ihnen Hunters Art des Umgangs gar nicht gefiel und er nun noch auf kokette Weise anfügte, mit Barbara zu plumpen, schützten sie sehr bald den anstrengenden Marschtag vor, der hinter ihnen lag, um ihn loszuwerden. Der Mann aus Chicago trug diesem Umstand denn auch Rechnung und verabschiedete sich verhältnismäßig bald, so daß die Freunde wieder allein waren.

„Uff — das war ein Schreck in der Abendstunde!“ stöhnte Barbara und blickte ratlos auf die Männer.

„Es kommt eben immer etwas dazwischen“, brummte Eigbrecht. „Mit Konkurrenz habe ich nun weiß Gott nicht gerechnet!“

„Es fragt sich nur, wie stark und geschickt die Konkurrenz ist“, versuchte Mundus zu trösten.

„Ich hatte den Eindruck, der Kerl log nach allen Windrichtungen“, beharrte Barbara.

Mundus kannte ihren sicheren Instinkt in bezug auf Menschenbeurteilung und war klug genug, sich warnen zu lassen. Er machte ein beden-

liches Gesicht und grübelte angestrengt.

„Wenn ich nur wüßte, ob er tatsächlich nur des religiösen Festes wegen hier ist oder ob er die wahre, enorme Bedeutung dieser kostbaren Reliquie kennt“, warf er ein.

Engel war am unbedenklichsten. „Sein oberflächliches und geringschätzbares Benehmen ließe eigentlich nicht darauf schließen, daß er weiß, was wir wissen!“

„Immerhin —“ gab Eigbrecht zu bedenken, „wenn er die weite und kostspielige Reise hierher unternimmt —“

„Auf jeden Fall kennt er die beiden Amerikaner, die wir in Schikar-dsongen traf!“ ließ Barbara sich nicht beirren. „Seine erstaunte Miene verriet schlechten Schauspielunterricht, so wie man ihn auf jeder Liebhaberbühne im Mittlern der Westen hutzutage pflegt!“

„Dann hat er also gelogen!“ stellte sich Eigbrecht auf ihre Seite. „Und das gefällt mir nicht!“

„Jedenfalls sind wir gewarnt!“ sagte Mundus abschließend. Dann gab er das Signal zum Schlafengehen, das heißt, er gähnte.

Das Fest des Buches Dzyan

Es wurde eine kalte und unruhige Nacht. Allerdings störte weniger die Kälte, die infolge der Höhe von fast 5000 Metern und in der Nähe der Gletscher beträchtlich war. Man hatte ihnen, wie es hier üblich war, Becken mit glühender Hölzkohle unter die niedrigen Gestelle geschoben, die als Lagerstätten dienten. Außerdem schützten die warmen Schlaufsätze die auf dem Herweg ausgezeichnete Dienste



„Beeil dich, sonst kommen wir zu spät ins Kino!“

geleistet hatten. Störender wurde die Unruhe im Kloster, die infolge der beträchtlichen Menschenansammlung ständig wuchs. Die lärmend zum Ausdruck gebrachte Vorfreude der scheinbar unermüdeten Tibeter ließ den in europäischen Ländern selbstverständlichen Klosterfrieden nicht aufkommen. So krabbelten denn am nächsten Morgen alle schon zeitig, mehr oder weniger verschlafen, aus ihren Umhüllungen.

Die Morgentoilette verlief landesüblich schnell. Nur Barbara zeigte viel Geduld beim Auftauen des zu Eis gefrorenen Wassers, auf das sie keinesfalls verzichten wollte.

Bereits in den frühen Morgenstunden wurden sie abgeholt, um ihren eigentlichen Gastgebern, dem Abt und der Äbtissin des Klosters, vorgeführt zu werden.

Der Abt, ein älterer, dicklicher Mann mit klugen Augen, empfing sie — würdevoll auf einem thronartigen Stuhl sitzend — zeremoniell, aber liebenswürdig. Neben ihm saß die Äbtissin, die Herrscherin über die hier stationierten Nonnen, eine nicht unschöne Tibeterin von unbestimmbarem Alter, mit offentsichtlichem Hang zu gutmütigen Spötteleien. Man bewirtete sie mit Tee, der mit ranziger Butter gewürzt war, sowie mit Tsamba, einem landeseigenen, mehligem Getreide. Die beiden netten Geschenke nahmen die beiden sehr gern an, teilten aber auch sofort Gegengeschenke aus.

Die Entschuldigung über Tulla, der geschickt den Dolmetsch machte. Der

vorgeschobene Grund ihres Hierseins, den Berg aller Berge zu sehen, war den Tibeter nun schon eine geläufige Erklärung geworden, so daß sie sich darüber nicht wunderten. Es lag im Bereich ihres einfachen Denkens, daß jeder Mensch einmal den Wunsch haben kann, schon bei Lebzeiten dem Himmel so nahe wie möglich zu sein. Und das war ja nur in der Nähe des höchsten Gipfels der Welt zu erreichen.

Mundus' behutsamen Fragen über das heutige Fest und das Buch Dzyan wich der Abt in unverkennbarer Zurückhaltung aus. Anscheinend gab er darüber nicht gern Auskunft. Er gestattete unseren Freunden aber, an dem Fest als Zuschauer teilzunehmen, und versprach sogar, ihnen günstig gelegene Plätze zu weisen zu lassen.

So verlief die erste Fühlungnahme mit den Klostergewaltigen in Sympathie und guter Laune.

Mundus nutzte diese günstige Stimmung gleich aus, indem er darum bat, das Kloster unter Führung eines der Mönche besichtigen zu dürfen. Ob man nicht einen Mönch habe, der englisch verstünde?

Der Abt willigte sofort ein und ließ einen Mönch rufen, den sie an seinem Typ gleich als Inder erkannten. Mundus hoffte stark darauf, daß er jener Mann sei, von dem der alte Brahmane zu ihnen gesprochen hatte. Trotzdem beschloß er, vorsichtig zu sein und nichts zu überstürzen.

Wie es ihrem Wunsch entsprach, machten sie nun einen Rundgang durch das Kloster, der infolge der zahlreichen, oft nur auf Umwegen zu erreichenden Baulichkeiten längere Zeit in Anspruch nahm. Die Führung hatte der indische Mönch, und sie gewannen den Eindruck, daß es wohl nichts gab, was er ihnen vorenthielt. So ging es durch Mönchszellen und Gebetshallen, Wohngemächer und Reliquienkammern, über luftige Dächer und durch unterirdische Verlässe.

Ogbleich vieles schmutzig und vernachlässigt war, nötigte der Gesamteindruck des Gesehenen den vier Freunden doch beträchtliche Bewunderung ab. In modrigen Kammern und Hallen standen vergoldete Buddhas, Altäre, die mit kostbaren Teppichen verkleidet waren, Statuen aller möglichen Götter, Halbgotter und Dämonen aus Bronze, Marmor oder Holz. Tschorten und Reliquienschränke aus gediegenem Silber, mit Türkisen, Rubinen und Perlen besetzt, fesselten ihre Aufmerksamkeit ebenso wie wundervolle Holzschneidereien und Lackarbeiten. In viele Wände waren Gebetstrommeln eingelassen, die jeder Gläubige in drehende Bewegung zu versetzen hat, um damit das berühmte Gebet „O mani padme hum — Oh, du heiliges Kleinod in der Lotusblüte“ zum eigenen Heil und der Götter möglichst oft zu zitieren.

Ihr Führer genügte dieser Vorschrift allerdings nur dann, wenn andere Lamas in der Nähe waren und ihn daraufhin kontrollieren konnten. Das fiel einem so scharfen Beobachter wie Mundus auf. Er glaubte es daher, in einem unbewachten Augenblick wagen zu können, sich dem Manne zu offenbaren.

„Kennen Sie Manhattan Sink?“ fragte Mundus.

„Ja!“ erwiderte der Mönch zögernd, aber deutlich aufhorchend. Der Name des alten Brahmanen war ihm also ein Begriff.

„Wie ist Ihr indischer Name?“

„Dirwal Panda!“

„Dann sind Sie derjenige, von dem er sprach. Ich soll Ihnen seine Segenswünsche übermitteln!“

Der Mönch verneigte sich dankend und fragte dann: „Wie geht es dem großen Herrn?“

Die Frage in dieser Form war das ihm heimlich auferlegte Stichwort, auf das Mundus nun wartete. Man hatte also den Gedus gesucht vor sich!

Nun ließ er alle Hemmungen fallen. „Wir sind hier, um das Buch Dzyan Seite für Seite zu fotografieren. Wird das möglich sein?“

„Nur schwierig. Aber wenn überhaupt, dann in diesen Tagen, von denen ich hoffe, daß sie meine letzten hier im Kloster sind!“

„Ich möchte jede Gewalttat vermeiden!“

„Das wäre auch das beste. Ich kenne die Räumlichkeiten gut genug, so daß ich Ihnen bestimmt helfen kann!“

„Sehr gut. Wir müssen von jetzt ab ständig in Verbindung miteinander bleiben!“

„Das wird sich mit kleinen Einschränkungen machen lassen!“

„Jener Mr. Hunter, der vor uns angekommen ist, will dasselbe wie wir!“

„Er hat den Fehler begangen, das offiziell zuzugeben. Es wird ihm auf keinen Fall gelingen. Ich bitte Sie, sehr vorsichtig zu sein. Je unbefugener und harmloser Sie erscheinen, desto besser. — Ich zeige Ihnen jetzt etwas, was Mr. Hunter nicht gezeigt worden ist, die Tempelkammer, in der sich das Buch befindet und wohin es wieder zurückgebracht wird, wenn die Mysterienspiele vorbei sind. Merken Sie sich die Örtlichkeit gut!“

Das war schon eine ungeheuer wichtige Hilfe, die noch weit über das hinausging, was sie fürs erste erwartet hatten. Zu wissen, wo das Buch lag, konnte unter Umständen alles bedeuten!

Mit möglichst unbefangenen Gesichtern folgten sie dem indischen Mönch. Er führte sie über den größten Hof des



„Blödsinn, die gute alte Kohlsäure durch Atomkraft zu ersetzen.“

Klosters hinweg zu einen geschlossenen Eingang zu, der von zwei abschreckend häßlichen Dämonenfratzen bewacht wurde. Die eisenbeschlagene Holztür, die sonst fest verschlossen sein mochte, war heute nur angelehnt. Sie traten hindurch und sahen einen stufenlosen, schräg in die Erde hinein führenden Gang vor sich, der in qualmenden Fackeln dürrig und ge-

spenstisch erleuchtet war. Eine große Anzahl von Gebetstrommeln war zu beiden Seiten in die Wände eingelassen.

Voller Spannung schritten sie schweigend dahin und näherten sich einem vielstimmigen Murmeln, das mit jedem Schritt, den sie vorwärts taten, stärker wurde. Schließlich mündete der Gang in ein mittelgroßes Gewölbe.



Ohne Worte

Es bestand aus roh behauenen Felsgestein, gehörte also schon nicht mehr zum eigentlichen Klosterbau, sondern war eine regelrechte unterirdische Höhlung. In der Mitte stand ein großer, reich geschmückter Schrein. Zahlreiche Lämpchen, gespenst mit zerlassener Butter, tauchten den Raum in magische Dämmerung. Mehrere Metallbecken mit qualmendem Räucherwerk machten die Qualmende Luft kaum atembar. Vor dem Schrein aber knieten an zwanzig Lamas, laut in ihrer Gebete murmelnd, aber tief in ihrer Gebete versunken, völlig abwesend, den Besuch gar nicht bemerkend.

Mit stummer Gebärde wies der indische Mönch auf den Schrein, und alle verstanden, daß er das Buch Dzyan enthielt.

So nahe am Ziel, mußten sie jedoch wieder unverrichteterdinge umkehren. Denn erstens wäre Gewalt nötig gewesen, um an den Schrein überhaupt heranzukommen, und zweitens hätte hier auch die lichtstärkste Kamera versagt. Ihr Führer mochte Ähnliches denken, denn er forderte sie sehr bald wieder auf, den Rückweg anzutreten.

Einigermaßen betäubt von der mu- seumsreichen Fülle des Gesehenen und eigenartig gepackt von der magischen Atmosphäre religiöser Versenkung traten sie denn auch wenige Minuten später wieder auf den Hof hinaus und atmeten befreit die klare Luft. Sie kamen nicht mehr dazu, die Dinge, die sie angingen, mit dem Mönch zu besprechen, da ihnen jetzt Bob Hunter entgegentrat und sie mit aufdringlicher Freundlichkeit begrüßte.

„Bob Hunter schätzt, daß Sie frische Luft brauchen“ spottete er, ohne zu ahnen, was Mundus und seine Helfer soeben gesehen hatten.

Sie verabredeten, um ihn abzulenken, für den Rest des Tages einen Ausflug zum Tschomo-lungma, an dem er sich zu beteiligen versprach.

Dieser Ausflug das weitere Rongbuk-tal hinauf zum Rongbukgletscher und somit unmittelbar zum Fuß des Bergriesen war notwendig, um ihr großes Interesse an diesem angeblichen Reiseziel glaubhaft zu machen. Außerdem versprachen sie sich davon ein besonderes Erlebnis.

Das wurde es denn auch. Sie hatten sogar das Glück, daß Hunter infolge der dabei erreichten und überschrittenen Sechstausend-Meter-Grenze starke Kopfschmerzen und Kleinlaut seine weitere Beteiligung aufgab. Er drehte um und ritt allein zurück, aus allen Kräften auf diese „gottverlassene, blutige Gegend“ geschickelt.

(Fortsetzung folgt)

WAHRE GESCHICHTEN

Hände hoch

Der Geschäftsverkehr der Bank von Baltimore verlief an diesem Montagvormittag zunächst völlig normal. Ein paar Barbesitzer ließen ihre Sonntagseinnahmen einzahlen. Der Bote einer Maschinenfabrik löste einen Scheck ein. Mr. Macmillan, der Prokurist eines Import-Export-Geschäftes, wünschte den Direktor zu sprechen. Und noch ein paar Kleinigkeiten passierten, wie sie eben an einem Montagmorgen in einer Bank passieren. Nur eine junge, elegant gekleidete und — man muß ohne Umschweife zugeben — auch schöne Dame stand merkwürdigerweise abseits der Schalter und studierte die Plakate an der Wand. Keiner der Angestellten beachtete sie sonderlich. Sie hatten mit der Zunge geschmalzt, als sie hereinkam. Vielleicht ist sie die Tochter oder — na ja, jedenfalls von Macmillan, dachten sie. Aber damit hatten sie natürlich falsch gedacht. Die junge, elegante und überaus hübsche Dame wurde nämlich plötzlich des Studierens der Anschläge müde. Sie drehte sich blitzschnell um, zückte eine Waffe und schrie ziemlich energisch: „Alles zurücktreten!“ Alle Angestellten traten zurück. Bevor der Kassierer jedoch zurückwich, konnte er noch die Alarmanlage auslösen. Die Polizei war im Handumdrehen da und nahm der Dame ihre Waffe ab. Das gefährliche Ding war — ein Nußknacker. Miß Margo Pletcing hatte sich einen Scherz erlaubt. Eine Stunde später stand sie deshalb allerdings vorm Schnellrichter. „Grober Unfug“, sagte der Beamte.

Wiedersehen macht Freude

Goro Sakamaki hatte Hunger. Er blickte auf die Uhr. Der Zeiger rückte gerade auf 12.23. 's ist ja auch Essenszeit, dachte er, fuhr sein Taxi rückwärts aus der Reihe der vorm Tokioer Hauptbahnhof parkenden Mietwagen und hielt wenige Minuten später vor dem kleinen Restaurant einer Nebenstraße. Als er gesättigt und deshalb heiter wieder auf die Straße trat, war sein Auto verschwunden. Er raste zur nächsten Polizeistation. Die Beamten notierten den Fall, machten ihm jedoch wenig Hoffnung auf ein Wiedersehen. „Tokio ist groß“, sagten sie und zuckten mit den Schultern. Sakamaki war völlig verstört. Er taumelte durch die Straßen... Auto weg... Verdienst verloren... Existenz vernichtet... Plötzlich bremste ein Wagen neben ihm. „Steigen Sie ein“, rief der Chauffeur, „ich fahre besonders billig!“ Sakamaki blickte auf, und da stand sein gestohlener Wagen wieder vor ihm, und der Dieb nahm schleunigst Reißaus.

Alexander und Minna

Die Kellner eines Düsseldorfer Kaffeehauses ärgerten sich jeden Tag über ihren Kollegen Alexander J. Dieser „Herr Ober“ hatte nicht nur einen



Aus dem Raritätenkabinett der Fliegerei

In Long Island arbeitete Lehmann Weil jahrelang an der Vervollkommnung seines Flugapparates. Aber wie seinen Vorgängern war auch ihm kein Erfolg beschieden. Das Ungetüm wollte sich keinen Zentimeter vom Boden erheben.

vornehmen Vornamen, er benahm sich auch so, als wäre er Seine Majestät der Zarewitsch, Sohn des Herrschers aller Reussen, persönlich. — Bis ihm jener köstliche Scherz allen Nimbus nahm. Er trat an das Küchenbüfett, um eine Bestellung aufzugeben — aber das Büfettfräulein telefonierte. Alexander hörte sie: „Ja, gnädige Frau, jawohl, einen Moment bitte...“ sagen. Dann legte sie den Hörer auf den Apparat und bat den Kellner, Fräulein Minna von Barnhelm ans Telefon zu rufen. Und Alexander tat es. Er schritt hochehobenen Hauptes und sehr graziös zwischen den Tischen hindurch, wendete sich einmal langsam nach links und rief leise: „Fräulein Minna von Barnhelm, ans Telefon bitte!“ — und einmal langsam nach rechts: „Fräulein Minna von Barnhelm werden an das Telefon gebeten!“ Als er den Namen „Minna von Barnhelm“ zum fünften Male ausrief, konnten sich die Gäste des Lachens nicht mehr erwehren. Ein solches Gelächter hatte das stille Kaffeehaus noch nicht erlebt. Alexander errötete bis an die Haarwurzeln und schaute sich hilflos um. Er wußte nicht, daß „Minna von Barnhelm“

der Titel eines Lustspiels von Lessing war. Aber die Gäste — und seine Kollegen wußten es.

Glücklicher Graham Greene!

In England üben die Wochenschriften einen schönen Brauch. An jedem Freitag fordern sie ihre Leser zu einem literarischen Wettbewerb auf. Redakteure, Mitarbeiter und Freunde der Blätter stellen jeweils eine Preisaufgabe. Es müssen etwa Gespräche verstorbener Geistesgrößen über ein aktuelles Thema aus der Politik erfunden oder ein Tag aus der Jugendzeit eines solchen Mannes beschrieben werden. Kürzlich verlangte die Zeitung „New Statesman“ die Parodie einer Geschichte von Graham Greene, dem Drehbuchverfasser des Filmes „Der dritte Mann“. Unzählige Texte gelangten auf den Tisch des verantwortlichen Redakteurs. Nach langem Prüfen wurde der Preis einem Mr. James Strasser zugesprochen. Als dieser Mr. Strasser allerdings kam, um an der Kasse des Verlages seinen Preis abzuheben, sah er Graham Greene ziemlich ähnlich. Er unterschrieb auch die Quittung mit „Greene“. Und er

war auch Greene persönlich, der mit Freude selbst parodierte hatte.

Mörderglück

Madame Biguit wäre gar zu gern Witwe gewesen. Täglich, drei Jahre lang, wünschte sie den Tod ihres Gatten, denn sie war jung, und er war alt, 67 Jahre alt und reich. Vor einigen Wochen erfüllte sich endlich ihre Hoffnung. Monsieur beging Selbstmord. Madame rief die Polizei, und als der Inspektor kam, war sie untröstlich und erzählte weinend: „Der Arme! Er war seit Monaten völlig gelähmt. Und weil er es nicht ertragen konnte, als Krüppel neben mir zu leben, öffnete er den Gashahn.“ „So“, sagte der Kommissar, „aber wie kann ein gelähmter Mann vom Bett im Schlafzimmer an die Backröhre in der Küche gelangen?“ Madame Biguit erschrak. Ihre Tränen versiegten, und nach einigem Stottern gestand sie. Ja, sie hätte es getan. Der Leichnam wurde geöffnet. Zwei Gerichtsmediziner untersuchten ihn. Aber sie fanden, daß Monsieur Biguit wenige Sekunden vor der Vergiftung schon eines natürlichen Todes gestorben war.

GABY, DAS ATOMMÄDCHEN

Eine lustige Bildgeschichte von Eres

8. Fortsetzung



„Aber jetzt genug davon, denn gleich landen wir ja schon!“



Leer und öde scheint der Stern. Mutter Erde liegt so fern.



Kein Gebäude ist zu sehn. Soll hier das Gefängnis stehn?

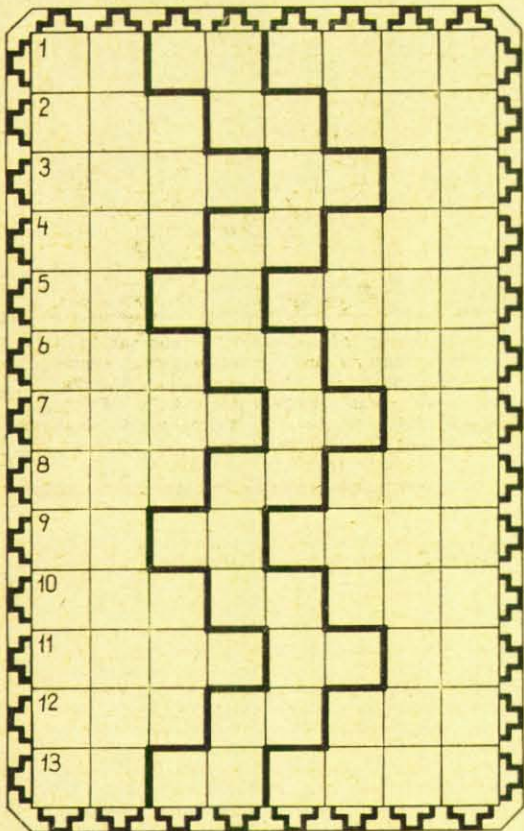


„Ist nicht nötig, — ha — ha — ha!“ lachen ihre Häscher da.

Fortsetzung folgt.



Scherzfrage: Was bedeutet das Foto? (Der Kettenträger)



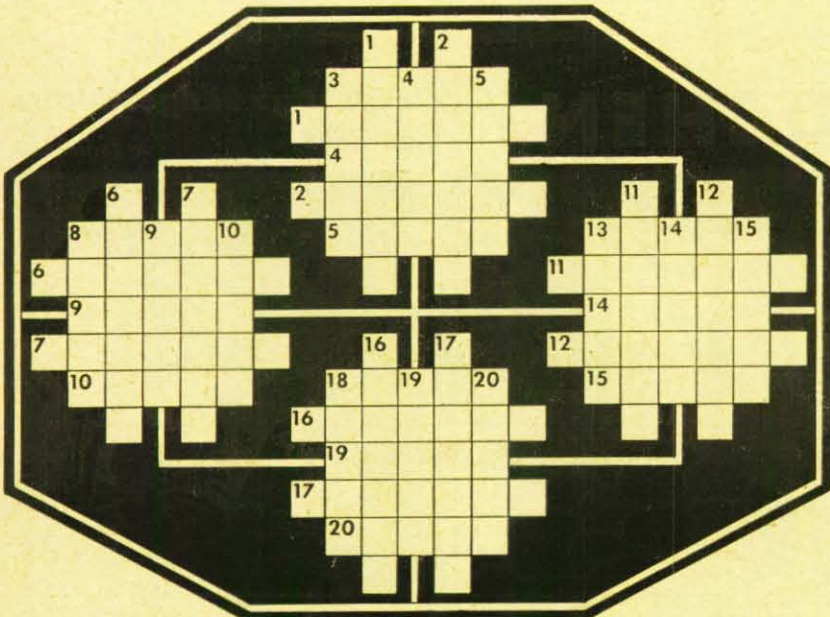
DIE WENDELTRAPPE

Die Buchstaben aaaa bbbb cc dd eeeeeeeeeeeeeeeeeeee f ggggg hh ijiii k llll nnnnnn oooo ppp rrrrrrrrrrrr ssssss tttttttt uuu vvv w x müssen in waagerechter Richtung so in die Figur eingesetzt werden, daß Wörter folgender Bedeutung entstehen: 1. Handfeuerwaffe, 2. Stadt an der oberen Oder, 3. Schiffshebeanlage, 4. Seitenverhältnis im Dreieck, 5. giftiges Waldkraut, 6. religiöser Stand, 7. selbstleuchtendes Gestirn, 8. kleines Segelkriegsschiff, 9. Theaterplatz, auch Erdgeschoß, 10. Frisurart, 11. größter Masureensee, 12. Mittelmeerkrebs, 13. Sommerhaus der Europäer in Indien.

Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstabenpaare auf den Stufen der Treppe einen Grundsatz, den man beherzigen sollte.

MAGISCHE FIGUREN

1. Staat in USA — 2. Rundbesatz aus Hängefäden — 3. Trinkbranntwein aus reinem Kartoffelsprit (Mundart) — 4. Tageszeit — 5. Seehafen in Ostfriesland — 6. Bildteppich — 7. Stadt und Hafen in Italien — 8. russischer Würdenträger im Mittelalter — 9. Landschaft in der SW-Ecke Arabiens — 10. lange Vertiefung — 11. Kunststil — 12. Währung, Geldwert (Mehrzahl) — 13. Hühnervogel — 14. Heilstoff für Krankheiten — 15. Stadt in Frankreich — 16. männliche Gesangsstimme — 17. päpstlicher Palast in Rom — 18. Friede (arabisch) — 19. Flüssigkeitsmaß — 20. Sittlichkeit.



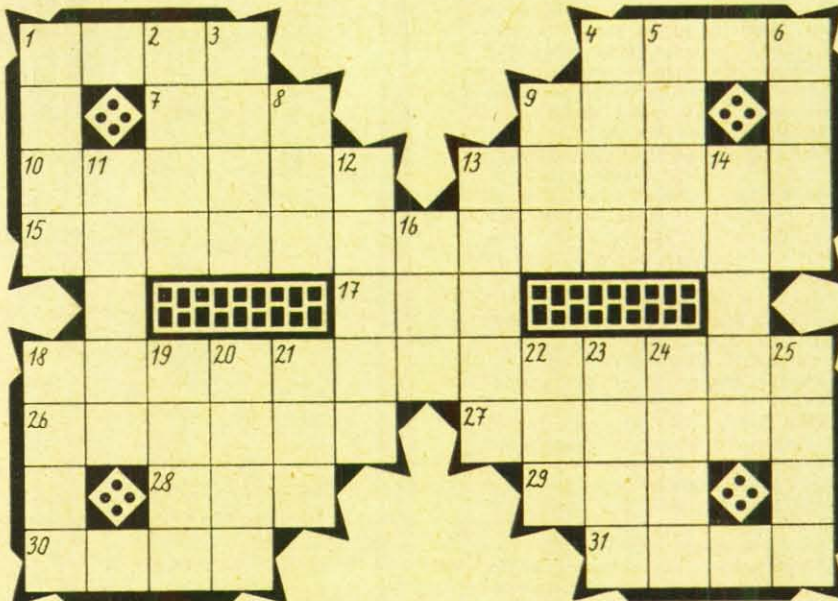
SILBENRÄTSEL

Aus den Silben als — au — au — bak — bi — borg — buk — chro — dorf — e — el — ex — he — her — i — il — ka — ki — le — li — lith — men — metz — mi — mis — mo — nac — ne — neu — nies — o — pi — ra — rat — se — se — som — sta — stei — stein — stet — tät — ten — tern — tim — tin — tra — träl — tu — wegh — wurz — sind 17 Wörter nachstehender Bedeutung zu bilden:

1. Hahnenfußgewächs, 2. Industriestadt und Kurort in Thüringen, 3. Träger der Erbanlagen, 4. biblischer Prophet, 5. Handelsstadt am Südrande der Sahara, 6. Industriestadt im Aachener Steinkohlenrevier, 7. Kartenglücksspiel, 8. sagenhafte assyrische Königin (Hängende Gärten), 9. süd-
- französische Industriestadt an der Dreie, 10. Mineral, 11. böhmische Stadt an der Aupa, 12. Beständigkeit, 13. Handwerker, 14. süd-schwedische Hafenstadt, 15. Sandsteinfelsen am Teutoburger Wald, 16. deutscher Dichter während der badischen Revolution von 1848, 17. hinterpommersche Kreisstadt.

Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangs- und Endbuchstaben der gefundenen Wörter, beide von oben nach unten gelesen, einen wichtigen Hinweis.

KREUZWORTRÄTSEL



Waagrecht: 1. Halbedelstein, 4. Name von Nansens Schiff, 7. rumänische Münze, 9. Monat, 10. Kunststil, 13. drucktechnischer Begriff (Mehrzahl), 15. Land der Bundesrepublik, 17. chemisches Element, 18. Bürotensil, 26. nordafrikanische Hauptstadt, 27. Ostgotenkönig, 28. Weise, 29. Strom in Afrika, 30. Teilzahlung, 31. Theaterang.

Senkrecht: 1. Vorzeichen, 2. Bergweide, 3. Kummer, 4. Pariser Modehaus, 5. Papier-

maß, 6. deutscher Dichter (1871—1955), 8. europäischer Inselbewohner, 9. Bestandteil von 12. Testamentsnachfolger (Mehrzahl), 13. öffentlicher Handelsplatz, 14. Norm, 16. römischer Handlungswort, 18. Augenkrankheit, 19. Haushaltsplan, 20. Schlägen und Schuttstrom im Hochgebirge, 21. nordischer Filmkomiker (†), 22. elektrisch geladenes Teilchen, 23. Kunstrichtung, 24. Speicher, 25. Nebenfluß des Rheins.

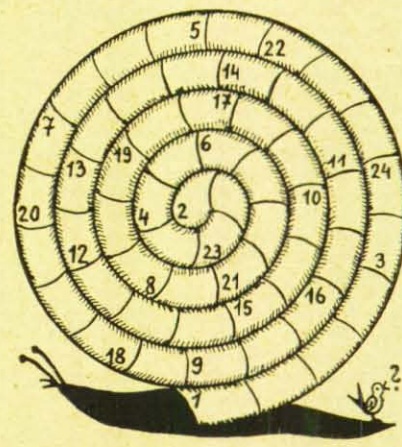
RÄTSEL IM SCHNECKENHAUS

In den Gang des Schneckenhauses sind von außen nach innen, entlang der ungeraden Zahlen, Wörter folgender Bedeutung einzusetzen:

1. Vogel, 3. Gewebeart, 5. Bergzug in Braunschweig, 7. Vorgefühl, 9. zugerichtetes schmales Holzstück, 11. große Rosine, 13. kleines Raubtier, 15. Hohlmaß, 17. Tierprodukt, 19. Verbandstoff, 21. europäisches Gebirge, 23. Was.

Bei richtiger Lösung entstehen im Gang des Schneckenhauses von innen nach außen, entlang der geraden Zahlen, Wörter folgender Bedeutung:

2. Walfischfett, 4. Verhältnismittel, 6. asiatisches Land, 8. Erfinder der Kinetographie, 10. Stadt in Ostpreußen, 12. herzliche Zuneigung, 14. französischer Komponist, 16. Tierfett, 18. jetzt, 20. Schauspiel von Shakespeare, 22. amerikanischer Männername, 24. der Storch in der Fabel.



Rätsellösungen aus Nr. 7

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. und 27. In Bereitschaft sein ist alles! 10. Orest, 11. Tiara, 13. Gicht, 15. Darm, 16. All, 19. Rau, 20. Riem, 22. Ebert, 25. Kanal, 26. Annam. — Senkrecht: 1. Infarkt, 2. Erg, 3. Reim, 4. Esche, 5. Ith, 6. Cid, 7. Haar, 8. Arras, 9. Famulus, 12. Elias, 14. Trent, 17. Lene, 18. Erna, 21. Mai, 23. Bas, 24. Tal. **Anmerkung:** In Bereitschaft sein ist alles!

Silbenrätsel: 1. Walchel, 2. Inkarnation, 3. Leberfleck, 4. Lamartine, 5. Schnittlauch, 6. Trampeltier, 7. Dekolleté, 8. Urlaub, 9. Renaissance, 10. Eboli, 11. Cumberland, 12. Halali, 13. Terrier, 14. Zitzeigras, 15. Uckerewe, 16. Hannibal, 17. Aronstab, 18. Ulrike, 19. Schopenhauer, 20. Etagere, 21. Saloniki, 22. Ehrenlegion. **Willst du recht zu Hause sein, kehre bei dir selber ein.**

Magische Figur: 1. Manager, 2. Nylon, 3. Kalomel, 4. Gornel, 5. Menelik.

ZB Illustrierte, Zeit-Berichte + Zeit-Bilder für Menschen im Atomzeitalter. Ersch. 14tägl. im Verlag Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstraße 39-41, Ruf 2 13 61. **Chefredakteur:** Fried. Walter Dinger. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Helmut Dohle. Redaktion: Köln, Hanssaham am Friesenplatz, Ruf 5 71 94. Manuskripte und Bilder nur an Redaktion, bei Einsendungen Rückporto beifügen. Für unverlangte Beiträge keine Gewähr. **Vertriebsleitung:** Eckhard Gudowius. Anzeigenverwaltung: Verlag und Anzeigenverwaltung Carl Gabler, München 1, Theatinerstraße 8, Telefon-Sammelnummer 2 86 86, Telegramm-Adresse: Gablerpress, Fernschreiber: 052/3662. Verantwortlich: Erhard Kräher. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 2 gültig. **Druck:** Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstraße 39-41. **Alleinauslieferung für das Saargebiet:** Josef Leismann, Saarbrücken III, Johannisstraße 4. Preis ffrs 45.— einschließlich Zustellgebühr. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Dr. Gerhard Bartsch, Salzburg, Bergstraße 8, Telefon 6 83 26. Preis S 2.80 in Österreich. **Bezugsbedingungen:** Die ZB-Illustrierte erscheint 14täglich, Einzelpreis 40 Pf. Jahresabonnement 10.40 DM plus ortsüblicher Postzustellgebühr. Bestellungen nehmen der Verlag und alle Postämter entgegen.

100 Jahre Pozuzo

Tirol



Durch dichten Dschungel, durch Schlamm und Morast, über steile Berglehnen und Geröllhalden hinweg müssen Mensch und Tier, um nach Pozuzo vorzudringen. In zwei strapazenreichen Tagen läßt sich der 50 km lange Weg schaffen. Zur Zeit der Regengüsse wird der Trampelpfad ein unüberwindlicher, reißender Bachlauf. Noch immer hoffen die Einwohner von Pozuzo auf die versprochene Straße.

Weder Bahn noch Straße führen nach Pozuzo. Die berühmte Andenbahn wendet sich auf halbem Wege, in der Bleischmelze La Oroya, nach Norden; die letzte kümmerliche Autopiste endet in Huancabamba, drei Tagesreisen vor der Insel im grünen Urwaldmeer. Ja, es gibt nicht einmal einen Weg, den Ochsengespanne befahren könnten. Nichts als ein Trampelpfad. Was für eine Verbindung mit der Welt! Über steile Berglehnen, an schwindelnden Abgründen vorbei, auf losen Schutthalden, im Bett eines Wildbachs entlang, durch knietiefen Morast und üppig wuchernden Wildwuchs ist das weltverlorene Paradies zu erreichen. Die Natur selbst ist die grausamste Feindin dieses schauerlichen Pfades; ständig arbeitet sie an ihm, gegen ihn, unterspült ihn da, reißt dort ein Stück weg und überwuchert ihn an tausend anderen Stellen.

Zwar hängt an einer windschiefen Hütte in Oxapampa ein verrostetes Schild, auf dem mühsam zu entziffern ist: „Tambo del Sol — Pucallpa.“ Das sollte einmal der Bahnhof von Oxapampa werden, eine Station der großen Schlagader, die Perus Westküste über die Hauptstadt Lima mit dem Amazonas-Stromnetz und damit mit dem Atlantik verbinden sollte. Eine kühn vorausschauende peruanische Regierung wollte im Zuge dieses Projekts die Provinz um Pozuzo zum Kernstück einer großangelegten Erschließung der Montana-Region am Ostabfall der Anden machen. Aber die Gleise wurden nie gelegt, die Bahn fuhr nicht, die große Hoffnung der Leute von Pozuzo blieb im Urwaldschlamm stecken ... oder im Aktenstaub der Kanzleien von Lima? Unsere Landsleute sind Kummer gewohnt. Denn auch die Straße steht seit 99 Jahren auf dem Papier! Dabei

war sie es gewesen, die damals den Vorfahren der heutigen Siedler den Mut gab, das riesengroße Wagnis Pozuzo einzugehen.

Am 26. März 1857 stach das Segelschiff „Norton“ von Antwerpen aus mit 300 Tirolern und Rheinländern in See. Vier Monate dauerte die Reise um das gefährdete Sturmkap Horn, ehe sie in Callao, dem Hafen von Lima, an Land gehen konnten. Nun waren die angehenden Kolonisten zwar in Peru, aber von ihrer neuen Heimat im Urwald trennten sie noch 500 Kilometer. Sie ahnten nicht, daß zwei Jahre vergehen müßten, ehe sie dieses letzte und schwerste Stück geschafft haben würden — ganze 170 von den 300! Wäre nicht der umsichtige Heimatpfarrer Josef Egg mit ihnen gewesen, hätten sie es nie vollbracht. So aber kletterten sie in Eiseshöhen über die Anden, stiegen hinab in die wilden Täler — immer auf Indianerpfaden —, überquerten dutzende von reißenden Flüssen, schlugten sich mit selbstgefertigten Buschmessern durch ungebahnten Urwald. Nach tausend Unglücksfällen und verheerenden Epidemien, Hunger und Entbehrungen gelangten sie schließlich an den Ort ihrer Verheißung. Dort fanden sie — nichts! Nichts als Urwald — aber so war es ja immer gewesen: keine der wohlklingenden Versprechungen, denen sie gefolgt waren, war bisher eingelöst worden — konnte wahrscheinlich damals auch nicht gehalten werden. Was blieb ihnen übrig, als in die Hände zu spucken und anzupacken. Jetzt half ihnen ein edler Menschenfreund, der jüdische Kauherr Renner aus Lima, mit Geld, mit Lebensmitteln, mit Saatgut. Und sie schufen das Wunder!

Pozuzo, die deutsche Enklave im Urwald der Montana, eine blühende Insel in der grausam-üppigen Urnatur und einer völlig andersgearteten Lebensform. Die früheste geschlossene deutsche Kolonisation in den Tropen, eine höchst merkwürdige und bis heute einzigartige Erscheinung.

In einem langgestreckten fruchtbaren Tal, 700 bis 800 Meter über dem Meer, bauen die „Pozuzenos“ (wie man die Kolonisten nennt), Yucca, Kartoffeln, Mais, Bergreis und Kaffee — einen großartigen Kaffee! Sie züchten Rinder, Pferde, Schweine und Hühner, heiraten und taufen Kinder — viele Kinder! —, gehen sonntags pünktlich zur Kirche und nehmen dann den traditionellen Frühschoppen im einzigen Wirtshaus. Das Leben verläuft in ruhigem Gleichmaß bei harter Arbeit und gelegentlichen Festen. Der Lärm der Welt dringt nicht in dieses Tal; kein Auto, weder Kino noch Fernsehen stören den Frieden; 1936 sahen sie das erste Flugzeug. Die Männer tragen noch die Tiroler Schlapphüte, die Frauen weiße Kopftücher. Alles ist wie zu Urgroßvaters Zeiten. Ein Besuch in Pozuzo ist ein Ausflug ins 19. Jahrhundert.

Vielleicht wird das bald anders werden, wird die Unrast unseres technisierten Daseins hineingetragen werden in das Paradies im Huancabamba-Tal. Denn einer von den jüngsten Siedlern hat mit Hilfe des „Auspendelns“ Uran 308 gefunden, ein nach der Analyse der Fachleute ganz ausgezeichnetes Erz. Und mit einem Male entsinnt sich Peru des an die 100 Jahre alten Versprechens: der Straße nach Pozuzo! Und die Pozuzenos legen selbst mit Hand an.



Der Schatten des Kirchturms fällt auf das Pfarrhaus von Pozuzo. Im Mittelpunkt der verstreuten Urwald-Siedlung gelegen, erinnert sein Baustil an die Heimat. Aus den Tälern Tirols sind uns jene freundlichen, aus Stein und Holz errichteten Häuser bekannt, die sich mit offener Bogenstellung und Loggia der Sonne öffnen. Vor dem Pfarrhaus steht ein Denkmal des Pfarrers Josef Egg, der die Siedlung in schwerer Krisis vor Zusammenbruch und Untergang bewahrte.

im Urwald



Im Netz ein Papagei!

Die rote und die weiße Frau freuen sich gemeinsam über den Fang. Längst haben Waldindianer — Chunchos genannt — und die deutschen Siedler Freundschaft geschlossen. Eingeborene und Einwanderer haben vieles voneinander lernen können. Gemeinsam besuchen ihre Kinder die deutsche Schule. So sprechen die Indianer neben ihrer Sprache auch Deutsch; nicht Hochdeutsch, sondern nach Herkunft der Siedler rheinischen und tiroler Dialekt. Praktische Erfahrungen der Waldindianer mit giftigen Schlangen, dem Erlegen von Wild und der Verwertung von Heilkräutern sind den Siedlern zugute gekommen. Die Rothäute haben von den Weißen die Methode des Plantagenbaues und der Viehzucht mit Freude übernommen.



Hochzeitszug im Urwald!

Glück erhoffen sich die bekränzte Braut und ihr Bräutigam. An der festlichen Trauung in der kleinen Kirche der Siedlung haben alle Einwohner teilgenommen. Nun reitet das junge Paar heimwärts in ein drei Stunden entferntes fruchtbares Seitental. Die Verwandten geben das Geleit. Den Frauen werden die Reittiere überlassen, die Männer schreiten nebenher. Unter den über 600 in Pozuzo geschlossenen Ehen waren nur wenige Mischehen. So hat sich die weiße Rasse rein erhalten. Da bei der Abgeschlossenheit der Siedlung mit der Zeit die Gefahr der Inzucht auftritt, täte eine Auffrischung mit neuem Blute gut. Die Straße fehlt, eine Verbindung zur Welt, die auch der Liebe neue Wege bahnte.



Am Abend des Lebens

tauschen die Alten Erinnerungen aus. Als der Mann (rechts) vor vielen Jahren an einer lebensgefährlichen Blinddarmentzündung erkrankt war, hat ihm seine Frau (Mitte) mit einem Rasiermesser den Leib aufgeschnitten, notdürftig operiert, mit Faden und Nadel zugenäht. Nur so konnte der Patient den viertägigen Transport auf dem Maultierücken bis zum nächsten Arzt überstehen. Dies ist nur ein Beispiel für die zahllosen Schwierigkeiten, die zu meistern waren.



Wahrheit ausgelöscht ist das Ich bei Bruder Zeno. Er hat buchstäblich keine persönliche Vergangenheit mehr, die sein Denken und Handeln egoistisch beeinflussen könnte. Er verlor in der Atombombenkatastrophe von Nagasaki sein Gedächtnis. Vom Ballast der Vergangenheit befreit, lebt er nur den Nöten seiner Mitmenschen. Hier flößt er einem japanischen Spätheimkehrer neuen Lebenswillen ein und steht ihm mit Rat und Tat bei.

BRUDER ZENO

JAPAN NENNT IHN DEN HEILIGEN FRANZISKUS

Eigentlich heißt er Zerbrowski und stammt aus Warschau. Aber das ist so lange vorbei, daß er davon nichts mehr weiß. Nach seiner Jugend in Warschau war er einmal in Rom. Dann schickte man ihn nach Japan und gab ihm seine Wirkungsstätte in Nagasaki. Von dort aus führte Bruder Zeno — so wird der Franziskaner mit dem guten Herzen für die Ärmsten unter den Armen im Nachkriegsjapan genannt — seine Feldzüge gegen die Armut. Als die Atombombe über Nagasaki niederging, war auch er unter den Verletzten. Bei dem gewaltigen Schock verlor er sein Gedächtnis. „Hab' alles vergessen“, das ist alles, was er noch auf Deutsch sagen kann, und so sitzen wir uns etwas seltsam gegenüber im Nachtzug nach Kyoto, wo ich ihn zufällig traf, und reden japanisch miteinander.

Bald kommen wir auf seine Arbeit hier zu sprechen. Er betreut das Gebiet, das zwischen Tyoko und Nagasaki liegt (über 500 km Entfernung). Das klingt fast unglaublich, da er alles ohne Helfer, mit eigenen Händen verrichten muß. Da leitet er den Bau eines Hauses in einem Armenviertel bei Nagoya, ja er legt selbst Hand an und schwingt die große Zimmermannsaxt. Dort hält er Vorträge in einer großen Schule Tokios, hier sammelt er Kleidung für die Ärmsten, die sich arbeitslos im großen Uenopark herumtreiben, und hat doch wieder Zeit, heimkehrend Kriegsgefangene, die zu Hause nichts mehr antreffen, zu trösten. Und zwischendurch ist er beim fröhlichen Spiel der Abc-Schützen einer Dorfschule — allen ein guter Bruder im Sinne des heiligen Franziskus.



Das erste freudliche Wort nach Jahren vernimmt dieser Junge, der zu der Schar verwahrloster japanischer Jugend gehört, um die niemand sich kümmert. Völlig sich selbst ausgeliefert, streunt er in den großen Parks von Tokio umher. Bruder Zeno hat sich des zerlumpten Jungen angenommen. Heute noch wird er ihn in ein Heim bringen, das für die körperliche und seelische Erholung dieses unglücklichen Jugendlichen in Zukunft sorgt.



Kinderhände mit Geschenken füllen, gehört zu den beglückendsten Erlebnissen für Bruder Zeno. Aber ehe er Gaben austellen kann, muß er sie erst mühsam von Haus zu Haus erbitten. Er ist der unermüdliche Mittler zwischen Überfluß und grimmiger Not.



JOGHURT

bei schräger Musik

Darf ein „Christlicher Verein Junger Männer“ (CVJM) Karnevalsabende veranstalten? Kann er es sich leisten, bei Rock and Roll mitzumachen? In vielen Städten hat es im vergangenen Herbst „Halbstarken-Krawalle“ gegeben. Damals waren innerhalb von wenigen Tagen Hunderte von Jugendlichen festgenommen worden. Sollte es keine andere Antwort auf die Probleme der heutigen Großstadtjugend geben als Polizeiknüppel und Gefängnis? — Gerade um die Halbwüchsigen, die nirgends eine richtige Heimat haben, bemühen sich die Helme der „Offenen Tür“ Jugendliche, die sonst ihre Freizeit auf Straßen, in Kneipen und Bars vertan haben, finden sich in immer größerer Anzahl ein. Sie spüren: hier bringt man ihnen wirkliches Verständnis entgegen.



Neue Wege der Jugendarbeit sucht Gerhard W. Er ist 25 Jahre alt, „Leitete der Veranstaltungen, die unter dem Namen „Offene Tür“ in Köln abgehalten werden. Warum soll nicht die Großstadtjugend auch zu ihrem Recht kommen und einmal „außer Rand und Band“ sein? Stark besucht und viel diskutiert sind seine Rock-'n'-Roll-Abende und die Sprechstunden.



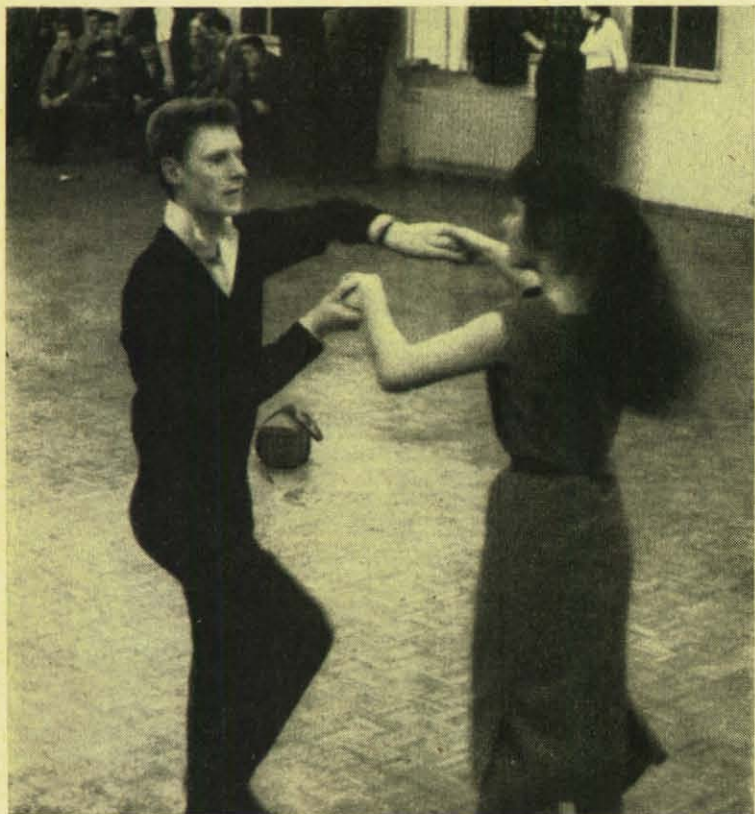
Eine ernste Konkurrenz für das Idol der amerikanischen Jugend, Elvis Presley, ist der 18jährige Heribert M., im Privatleben kaufmännischer Angestellter. Vor fast 700 Jugendlichen sang er seine Songs ins Mikrofon. Daß er bei seinen Altersgenossen „ankam“, bewies der Beifall.



◀ **Fort mit den Weingläsern** war die Parole der Jugendlichen bei dieser ungewöhnlichen Veranstaltung. Sie wollten Limonade, Joghurt und Milchgetränke haben. Die Kellner, die ein gutes Geschäft erhofft hatten, zogen sich zurück. Erst nachdem ihnen der Verdienstausschlag ersetzt wurde, walteten sie wieder ihres Amtes.



Das erste Opfer des Rock 'n' Roll? Nein, es gab bisher noch keine Toten bei diesem Tanzstil, so wild es auch zugehen mag. Der Mann auf dem Boden ist Abbas, ein persischer Student, der sein ganzes Temperament in diesen Tanz gelegt hat. Er, der schon vor Kaiserin Soraya auftrat, begeisterte die deutschen Fans.



Einmal in der Woche veranstaltet die „Offene Tür“ einen internen Abend. Jeder Jugendliche ist herzlich willkommen, darf etwas zum besten geben oder eine Diskussion anregen. Er kann auch seine Probleme schildern. Die Veranstalter, in diesem Falle der CVJM, stehen ihm mit Rat und Tat zur Seite. Dieses Tanzpaar hatte an einigen Abenden im Hause der „Offenen Tür“ geprobt und trat mit seinen Darbietungen erstmals beherzt vor ein größeres Publikum.



„I like Elvis“ — beteuert dieses junge Mädchen — „und natürlich auch James Dean!“ Nicht nur in Amerika, sondern auch in Deutschland werden der Sänger, der kürzlich die Gitarre mit dem Gewehr vertauschen mußte, und der verunglückte Schauspieler „heiß“ geliebt. Die auf unserem Bild sichtbaren Plaketten sind kostbarster Besitz unserer Backfische.



Außer Rand und Band hieß das Motto eines Rock-'n'-Roll-Abends in großem Stil. Tänzer und Zuschauer machten diesem Motto alle Ehre. Es ging über Tische und Stühle. 12 jugendliche Paare tanzten sich die Lunge aus dem Leib, denn ein reines Vergnügen ist dieser Tanz nicht mehr, sondern eine körperliche Strapaze. Barfüßig ging es noch am besten.

ZB - Film

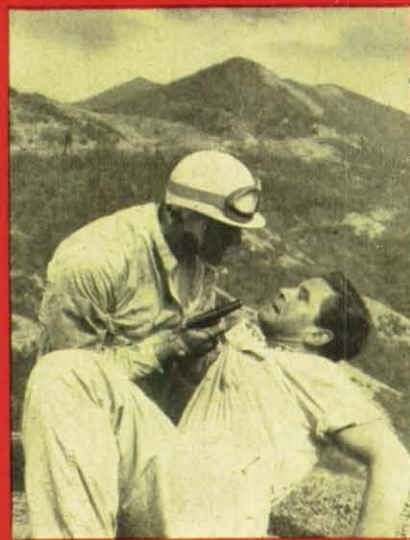


Der große Verführer

Wer kennt ihn nicht, den Mann mit dem Pferdegesicht! Wen hätte er noch nicht zum Lachen gebracht, ob als „Don Camillo“, als „Staatsfeind Nr. 1“ oder als „Hammel mit den fünf Beinen“? Seine neueste Rolle verwickelt ihn wieder in viele heitere Situationen. Als Diener des großen Verführers Don Juan erlebt er die tollsten Liebesabenteuer. Dabei hat er immer die größte Mühe, zu beweisen, daß nicht er, sondern ein anderer Don Juan ist.

Aber dennoch: Auch in diesem Film ist Fernandel ein großer Verführer. Er läßt sein Publikum die Sorge des Alltags vergessen, verführt selbst die tristesten Gemüter zum Frohsinn. Den großen Schauspieler kennt die ganze Welt. Über den Privatmann Fernand Constandin — so heißt Fernandel mit bürgerlichem Namen — weiß man wenig. Er stammt aus Marseille, und viele behaupten, das sei gänzlich unverkennbar. Foto: NF/Haenchen

Straße des Todes



DEN WEG IN DIE FREIHEIT muß sich der Werkspion O'Donovan (Stanley Baker) gewaltsam erzwingen. Nachdem er im Auftrage eines Millionärs eine Fabrik in die Luft gesprengt hat, zwingt er den ahnungslosen Rennfahrer Bill Fraser (Anthony Steel), ihn als Beifahrer bei den „1000 Meilen von Brescia“ mitzunehmen, um seinen Verfolgern zu entgehen.



EINE DRAMATISCHE SZENE spielt sich an einem Steilhang über dem Gardasee ab. Ohne daß es der verbrecherische Beifahrer bemerkt hat, ist der Rennfahrer von der Hauptrennstrecke, die an die Schweizer Grenze führt, abgefahren. Als O'Donovan den Trick erkennt, ist es schon zu spät für ihn. Zusammen mit dem beschädigten Wagen stürzt er in die Tiefe.



IM ZAUBERHAFTEN FLORENZ verbrachte das As der Rennfahrer, Bill Fraser, mit der schönen Francesca (Odile Versois) die letzte Freizeit vor dem großen Start. Das Mädchen ist eine der ersten, die von dem Verbrechen erfährt, das mit ihrem Freund geplant ist. Sie verständigt die Rennleitung und kann durch ihre Initiative das Schlimmste verhüten. — Rank-Film